

JONATHAN

HIER

SAFRAN FOER

BIN

ICH

ROMAN

Aus dem amerikanischen
Englisch von Henning Ahrens

Kiepenheuer
& Witsch

Die Rede des Präsidenten im Kapitel »Nichts ist nicht politisch« ist eine Abwandlung der Rede, die Präsident Obama 2010 nach dem Erdbeben auf Haiti hielt.

Bei den in Teil VII zitierten Gedichten handelt es sich um Franz Wrights »Year One« und »Progress«.

Radiolab, Invisibilia, 99% Invisible und Dan Carlins Hardcore History haben mich zu den Podcasts inspiriert, die Jacob hört.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Here I am*
bei Farrar, Straus and Giroux New York
Copyright © 2016 by Jonathan Safran Foer
All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Henning Ahrens
© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach dem Originalumschlag von Farrar, Straus and Giroux

Umschlagmotiv: © gray318

Autorenfoto: © Jeff Mermelstein

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04877-3

Zurück zum Glück

Zu Beginn der Zerstörung Israels überlegte Isaac Bloch, ob er sich umbringen oder ins jüdische Seniorenheim gehen sollte. Er hatte in einer Wohnung gelebt, in der die Bücher bis zur Decke reichten und die Teppiche so dick waren, dass Würfel darin verschwanden; danach in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung mit Lehmbofen; im Wald unter gleichgültigen Sternen; unter den Fußbodendielen eines Christen, dessen Rechtschaffenheit eine halbe Welt und ein Dreivierteljahrhundert später durch das Setzen eines Baumes gewürdigt wurde; in einem Loch, und das so viele Tage, dass er die Knie nie wieder ganz durchdrücken konnte; unter Roma und Partisanen und halbwegs anständigen Polen; in Übergangs-, Flüchtlings- und Vertriebenenlagern; auf einem Schiff mit einer Flasche, in die ein schlafloser Agnostiker ein Schiffchen gezaubert hatte; auf der anderen Seite eines Ozeans, den er nie ganz überqueren sollte; über einem halben Dutzend Lebensmittelläden, die er im Schweiß seines Angesichts aus dem Boden gestampft hatte, um sie dann mit geringem Gewinn zu verkaufen; mit einer Frau, die die Schlösser so oft überprüfte, bis diese kaputtgingen, und die mit zweiundvierzig an Altersschwäche starb, ohne ein Wort des Lobes, dafür aber mit den sich unaufhörlich teilenden Zellen ihrer ermordeten Mutter im Gehirn; und schließlich, während des letzten Vierteljahrhunderts, in einer schneekugelstillen Hochparterrewohnung in Silver Spring: Auf dem Kaffeetisch vergilbten zehn Pfund Roman Vishniac; im letzten noch funktionierenden Videorekorder der Welt entmagnetisierte

sich *Feinde – Die Geschichte einer Liebe*; in einem Kühlschrank, mumifiziert durch die Fotos großartiger, genialer, tumorfreier Urenkel, mutierte Eiersalat zu Vogelgrippe.

Deutsche Fachgärtner hatten Isaacs Stammbaum bis auf den Boden Galiziens gekappt. Doch mit Glück und Intuition und ohne Hilfe von oben hatte er die Wurzeln auf die Bürgersteige von Washington D.C. verpflanzt und durfte miterleben, wie der Baum wieder ausschlug. Und solange Amerika sich nicht gegen die Juden wandte – *bis*, berichtigte Irv, sein Sohn –, würde er weiter blühen und gedeihen. Dann wäre Isaac natürlich längst wieder in einem Loch. Es würde ihm nicht mehr gelingen, seine Knie ganz durchzudrücken, doch in Anbetracht seines unbestimmbaren Alters und unbestimmbarer Erniedrigungen, die ihm irgendwann bevorstanden, musste er die jüdischen Fäuste öffnen und sich den Anfang des Endes eingestehen. Die Diskrepanz zwischen Eingeständnis und Akzeptanz nennt man Depression.

Das Timing war selbst dann unglücklich, wenn man von der Zerstörung Israels absah: In wenigen Wochen feierte sein ältester Urenkel Bar Mizwa, eine Zeremonie, die Isaac als Ziellinie seines Lebens galt, nachdem er die früher gezogene Linie, die Geburt seines jüngsten Urenkels, überschritten hatte. Aber niemand kann bestimmen, wann die Seele eines alten Juden den Körper und dieser Körper die geliebte kleine Wohnung für den nächsten Körper auf der Warteliste räumt. Die Mannwerdung lässt sich ja auch nicht beschleunigen oder stoppen. Andererseits sind der Kauf eines Dutzends Flugzeuggtickets ohne Rücktrittsrecht, die Reservierung eines Trakts im Washingtoner Hilton und die Entrichtung einer Kaution von \$ 23 000 für eine Bar Mizwa, die seit den letzten Olympischen Winterspielen im Kalender steht, keine Garantie dafür, dass die Sache tatsächlich wahr wird.

Eine Gruppe von Jungen trabte durch die Flure von Adass Jisroel, lachend und knuffend, während ihr Blut, dem Nullsummenspiel der Pubertät gehorchend, aus den sich entwickelnden Gehirnen in die sich entwickelnden Genitalien schoss und wieder zurück.

»Jetzt mal im Ernst«, sagte einer, wobei sich das ›tz‹ in seiner Gaumen-Dehnplatte verfang, »das einzige Gute an Blowjob sind die feuchten Handjobs, die dazugehören.«

»Darauf ein Amen.«

»Sonst bumst man ja ein Glas Wasser mit Zähnen.«

»Und das ist sinnlos«, meinte ein rothaariger Junge, der bei dem Gedanken an den Epilog von *Harry Potter und die Heiligtümer des Todes* immer noch eine Gänsehaut bekam.

»Nihilistisch.«

Wenn Gott tatsächlich existierte und richtete, dann hätte Er diesen Jungen in Bausch und Bogen vergeben, weil er gewusst hätte, dass ihr Inneres unter dem Druck äußerer Kräfte stand und dass auch sie nach Seinem Bilde erschaffen worden waren.

Schweigen, als sie langsamer wurden, um Margot Wassermann beim Wasserschlabbern zuzuschauen. Angeblich parkten ihre Eltern zwei Autos vor der Dreifachgarage, weil sie fünf Autos besaßen. Angeblich hatte ihr Spitz noch seine Eier, und diese waren Honigtau.

»*Scheiße* noch mal, ich wäre jetzt gern der Wasserspender«, sagte ein Junge mit dem hebräischen Namen Peretz-Yizchak.

»Ich würde gern die Lücke in dem offenen Slip füllen.«

»Ich würde meinen Schwanz gern mit Quecksilber laden.«

Kurzes Schweigen.

»Was zum Teufel soll das heißen?«

»Na ja«, erwiderte Marty Cohen-Rosenbaum, geborener Chaim ben Kalman, »so als ... wäre mein Schwanz ein Thermometer.«

»Indem du ihn mit Sushi fütterst?«

»Man könnte das Zeug injizieren. Oder wie auch immer. Du weißt doch, was ich meine, Mann.«

Vierfaches, unbeabsichtigt synchrones Hin und Her des Kopfes, wie man es von Tischtenniszuschauern kennt.

Im Flüsterton: »Damit ich sie in den Arsch ficken kann.«

Die anderen hatten das Glück, Mütter des 21. Jahrhunderts zu haben, die wussten, dass man die Temperatur digital im Ohr maß. Und Chaim hatte das Glück, dass die anderen abgelenkt waren,

bevor sie ihm einen Spitznamen verpassen konnten, den er nie wieder losgeworden wäre.

Sam saß mit hängendem Kopf auf einer Bank vor dem Büro Rabbi Singers, den Blick auf seine geöffneten Hände gesenkt wie ein Mönch, der darauf wartet, in Flammen aufzugehen. Die Jungen blieben stehen und richteten ihren Selbsthass gegen ihn.

»Wir haben gehört, was du geschrieben hast«, sagte einer und bohrte einen Finger in Sams Brust. »Du hast eine rote Linie überschritten.«

»Echt übler Scheiß, Kumpel.«

Sonderbar, denn Sams extreme Schweißproduktion begann normalerweise erst, wenn die Bedrohung nicht mehr akut war.

»Ich habe das nicht geschrieben, und ich bin nicht dein ...« – er deutete Anführungsstriche an – »... *Kumpel*.«

Das hätte er erwidern können, tat es aber nicht. Er hätte auch erklären können, warum der Anschein auf ganzer Länge trog. Tat es aber nicht. Stattdessen verbuchte er wie üblich alles auf der Sollseite des Lebens.

Hinter der Tür des Rabbis und vor dem Schreibtisch des Rabbis saßen Sams Eltern, Jacob und Julia. Sie wollten nicht dort sein. Niemand wollte dort sein. Der Rabbi musste sich ein paar hübsche, gehaltvoll klingende Worte über jemanden namens Ralph Kremberg ausdenken, der um vierzehn Uhr in die Erde gesenkt werden sollte. Jacob hätte lieber an seiner Bibel für *Immerfort sterbende Menschen* gearbeitet, das Haus nach seinem verschwundenen Handy abgesucht oder wenigstens geschaut, was das Internet zum Thema Dopamin zu bieten hatte. Und Julia sollte heute eigentlich freihaben – dies hier war das Gegenteil von frei.

»Warum ist Sam nicht dabei?«, fragte Jacob.

»Ich halte ein Gespräch unter Erwachsenen für das Beste«, sagte Rabbi Singer.

»Sam ist erwachsen.«

»Sam ist *nicht* erwachsen«, sagte Julia.

»Weil ihm noch drei Verse fehlen, bis er die Segenssprüche nach der Haftarot beherrscht?«

Julia ignorierte Jacob, legte eine Hand auf den Schreibtisch des Rabbis und sagte: »Einem Lehrer Widerworte zu geben, ist natürlich ein Unding, und wir möchten den Vorfall irgendwie gutmachen.«

»Ja, klar«, sagte Jacob, »aber finden Sie eine Schulsperre nicht etwas zu drakonisch für einen Vorfall, der nüchtern betrachtet eine Lappalie ist?«

»Jacob ...«

»Was?«

In dem Bemühen, mit ihrem Mann, nicht aber mit dem Rabbi zu kommunizieren, drückte Julia zwei Finger an die Stirn, schüttelte den Kopf und blähte die Nase auf. Sie wirkte weniger wie ein Mitglied der Gemeinde, eine Ehefrau und Mutter, die den Ozean von der Sandburg ihres Sohnes fernhalten wollte, sondern eher wie der Coach eines dritten Baseman.

»Adass Jisroel ist eine fortschrittliche Shul«, sagte der Rabbi, woraufhin Jacob die Augen verdrehte, ein würgereizartiger Reflex. »Wir können auf eine lange und stolze Geschichte zurückblicken, in der wir stets über den jeweiligen kulturellen Normen gestanden und das göttliche Licht, das Ohr Ein Sof, in jedem Menschen gesucht haben. Rassistische Beschimpfungen wiegen hier außerordentlich schwer.«

»Was?«, fragte Julia und setzte sich in Positur.

»Das kann nicht sein«, sagte Jacob.

Der Rabbi entließ den Seufzer eines Rabbis und schob Julia einen Zettel hin.

»Das hat er gesagt?«, fragte Julia.

»Geschrieben.«

»Was denn?«, fragte Jacob.

Julia las die Liste mit ungläubigem Kopfschütteln vor: »Dreckiger Araber, gelber Affe, Fotze, Japse, Schwuchtel, Tortillafresser, Itzig, N-Wort ...«

»Hat er ›N-Wort‹ geschrieben?«, fragte Jacob. »Oder das *tatsächliche* N-Wort?«

»Das Wort selbst«, sagte der Rabbi.

Obwohl die Klemme, in der sein Sohn steckte, seine größere Sorge hätte sein müssen, wurde Jacob durch die Tatsache irritiert,

dass es sich um das einzige Wort handelte, das auf gar keinen Fall laut ausgesprochen werden durfte.

»Da muss ein Missverständnis vorliegen«, sagte Julia, die den Zettel endlich an Jacob weiterreichte. »Sam pflegt mit Hingabe Tiere, die ...«

»*Cincinnati Bow Tie*? Das ist keine rassistische Beschimpfung, sondern eine Praktik beim Sex. Glaube ich. Vielleicht.«

»Sind nicht nur Beschimpfungen«, sagte der Rabbi.

»Wissen Sie was? Ich bin mir ziemlich sicher, dass ›Dreckiger Araber‹ auch eine Sexpraktik ist.«

»Wenn Sie das beschwören können.«

»Ich will damit nur sagen, dass wir die Liste vielleicht falsch verstehen.«

Wieder ihren Mann ignorierend, fragte Julia: »Was sagt Sam dazu?«

Der Rabbi zupfte an seinem Bart, suchte nach Worten wie ein Makak nach Läusen.

»Er hat alles geleugnet. Lautstark. Aber diese Liste war vor dem Unterricht noch nicht da, und er sitzt allein an dem Tisch.«

»Das war er nicht«, sagte Jacob.

»Es ist seine Handschrift«, sagte Julia.

»Dreizehnjährige schreiben alle gleich.«

Der Rabbi sagte: »Er konnte nicht erklären, wie der Zettel dort hingelangt ist.«

»Ist ja auch nicht sein Job«, sagte Jacob. »Und nebenbei: Wenn Sam diese Worte tatsächlich geschrieben hat, warum zum Teufel hätte er den Zettel dann auf dem Tisch liegen lassen sollen? Die Unverfrorenheit beweist seine Unschuld. Wie in *Basic Instinct*.«

»In *Basic Instinct* hat sie es aber getan«, erwiderte Julia.

»Ja?«

»Der Eispickel.«

»Kann sein. Aber das ist ein Film. Dieser Zettel muss Sam von einem kleinen Hardcore-Rassisten untergejubelt worden sein, der ihm schaden will.«

Julia wandte sich direkt an den Rabbi: »Wir sorgen dafür, dass Sam begreift, warum die Bezeichnungen so verletzend sind.«

»Julia«, sagte Jacob.

»Genügt eine Entschuldigung beim Lehrer, damit die Bar Mizwa wie geplant stattfindet?«

»Das wollte ich auch vorschlagen. Nur hat unsere Gemeinde leider Wind von den Worten bekommen. Also ...«

Jacob schnaufte frustriert – eine Eigenart, die er Sam entweder beigebracht oder von diesem übernommen hatte. »Verletzend für *wen*, wenn ich fragen darf? Zwischen Schattenboxen und einem Nasenbeinbruch besteht ein himmelweiter Unterschied.«

Der Rabbi ließ den Blick lange auf Jacob verweilen. »Wäre es möglich, dass Sam zu Hause Probleme hat?«

»Die Hausaufgaben erdrücken ihn«, setzte Julia an.

»Er war das *nicht*.«

»Außerdem lernt er für seine Bar Mizwa, was ihn jeden Abend eine weitere Stunde kostet, jedenfalls theoretisch. Dazu Cello und Fußball. Sein jüngerer Bruder Max schlägt sich gerade mit existenziellen Problemen herum, was alle stark belastet. Und Benjy, der Kleinste ...«

»Hört sich an, als hätte er daheim viel um die Ohren«, sagte der Rabbi. »Dafür habe ich natürlich Verständnis. Wir fordern viel von unseren Kindern. Mehr, als jemals von uns gefordert wurde. Trotzdem dulden wir hier keinen Rassismus.«

»Selbstverständlich nicht«, sagte Julia.

»Moment mal. Sie nennen Sam einen *Rassisten*?«

»Das habe ich nicht gesagt, Mr Bloch.«

»Doch, *haben* Sie. Haben Sie *sehr wohl*. Julia ...«

»Ich weiß nicht mehr genau, was er gesagt hat.«

»Ich sagte: ›Wir dulden hier keinen Rassismus.‹«

»Rassismus ist, was Rassisten sagen.«

»Schon mal gelogen, Mr Bloch?« Jacob suchte seine Jackentasche zum wiederholten Mal reflexartig nach seinem Handy ab. »Ich gehe davon aus, dass Sie, wie jeder Mensch auf Erden, schon mal gelogen haben. Aber deshalb sind Sie noch lange kein Lügner.«

»Sie nennen mich einen Lügner?«, fragte Jacob, die Finger um nichts gekrallt.

»Sie betreiben Spiegelfechtereie, Mr Bloch.«

Jacob wandte sich an Julia. »Ja, das N-Wort ist eindeutig schlimm. Schlimm, schlimm, richtig schlimm. Aber es ist nur eines von vielen Wörtern.«

»Meinst du, die Einordnung in größere Zusammenhänge wie Fremdenfeindlichkeit, Homophobie und Perversion würde die Sache *besser machen*?«

»Aber er *war es nicht*.«

Der Rabbi rutschte auf seinem Stuhl herum. »Darf ich offen sprechen?« Er schob den Daumen in die Nase, als wollte er andeuten, dass er sich auch irren konnte. »Sam hat es sicher nicht leicht – als Irving Blochs Enkel.«

Julia lehnte sich zurück und dachte an Sandburgen und die Pforte des Shinto-Schreins, die zwei Jahre nach dem Tsunami in Oregon angespült worden war.

»Wie bitte?« Jacob fuhr zum Rabbi herum. »Was?«

»Als Vorbild für ein Kind ...«

»Das ist ein starkes Stück.«

Der Rabbi wandte sich an Julia. »Sie wissen sicher, was ich meine.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

»Wir wissen *nicht*, was Sie meinen.«

»Vielleicht war Sam nicht bewusst, dass gewisse Äußerungen, ganz gleich ...«

»Kennen Sie den zweiten Band von Robert Caros Biografie Lyndon Johnsons?«

»Nein.«

»Tja, wären Sie ein weltlicher Rabbi und würden diesen Biografie-Klassiker kennen, dann hätten Sie auf den Seiten 432 bis 435 lesen können, dass sich niemand so engagiert für die Verabschiedung des Voting Rights Act eingesetzt hat, und zwar weder in Washington noch anderswo. Ein Kind könnte kein besseres Vorbild finden.«

»Ein Kind sollte gar nicht erst danach suchen müssen«, sagte Julia, den Blick nach vorn gerichtet.

»Gut ... Hat mein Vater etwas Bedauerliches gebloggt? Ja. Hat er.

Es war bedauerlich. Und er bedauert es. Ein Pauschalpreis-Schlemmerbuffet des Bedauerns. Aber wenn Sie hier andeuten wollen, dass er seinen Enkeln durch seine Rechtschaffenheit irgendetwas anderes als ein Vorbild sei ...«

»Bei allem Respekt, Mr Bloch ...«

Jacob wandte sich an Julia. »Wir sollten gehen.«

»Wir sollten Sam helfen.«

»An diesem Ort kann Sam nicht geholfen werden. Es war ein Fehler, ihn zur Bar Mizwa zu zwingen.«

»Was? Wir haben ihn nicht gezwungen, Jacob. Wir haben ihn vielleicht *sanft gedrängt*, aber ...«

»Wir haben ihn sanft gedrängt, sich beschneiden zu lassen. Im Falle der Bar Mizwa war es pure Gewalt.«

»Dein Großvater sagt seit zwei Jahren ständig, dass nur Sams Bar Mizwa ihn noch am Leben erhält.«

»Dann sollten wir sie erst recht bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag aufschieben.«

»Außerdem wollten wir Sam vor Augen führen, dass er jüdisch ist.«

»Glaubst du, das hätte er nicht auch so kapiert?«

»Dass er ein Jude *ist*?«

»Ja, ein Jude. Aber religiös?«

Was die Frage »Sind Sie religiös?« betraf, so stand Jacob stets auf dem Schlauch. Er hatte nie nicht einer Synagoge angehört, nie nicht den Kaschrut entsprochen, nie nicht geplant – nicht einmal in Augenblicken tiefster Frustration über Israel oder seinen Vater oder das amerikanische Judentum oder Gott oder Gottes Abwesenheit –, seine Kinder bis zu einem gewissen Grad mit jüdischer Bildung und jüdischen Riten vertraut zu machen. Aber Doppelverneinungen haben noch keine Religion am Leben erhalten. Oder wie Sams Bruder Max es drei Jahre später in seiner Bar-Mizwa-Rede ausdrücken sollte: »Man kann nur bewahren, was man um keinen Preis aufgeben will.« Und so sehr Jacob sich nach Kontinuität sehnte (der Geschichte und Kultur, der Gedanken und Werte), so gern er geglaubt hätte, dass es nicht nur für ihn selbst, sondern auch für seine Kinder und Enkel-

kinder einen tieferen Sinn gab – Licht frei zwischen seinen Fingern hindurch.

Zu Beginn ihrer Beziehung hatten Jacob und Julia oft über eine »Religion für zwei« gesprochen. Diese wäre peinlich gewesen, wenn sie nicht so erhebend gewesen wäre. Ihr Sabbat: Jeden Freitagabend las Jacob einen Brief vor, den er im Laufe der Woche für Julia geschrieben hatte, und sie deklamierte aus dem Gedächtnis ein Gedicht; bei Dämmerlicht, das Telefon war ausgestöpselt, die Uhren lagen unter den Kissen des roten Cordsessels, aßen sie in aller Ruhe, was sie in aller Ruhe zubereitet hatten; sie ließen ein Bad einlaufen und hatten Sex, während sich die Wanne füllte. Mittwochsspaziergänge bei Sonnenaufgang: Der Weg wurde unabsichtlich zu einem Ritual, sie schritten ihn Woche für Woche in beiden Richtungen ab, bis er sogar auf dem Bürgersteig Spuren hinterließ – unmerklich, aber dennoch. An Rosh Hashanah gingen sie nicht zum Gottesdienst, sondern vollzogen das Ritual des *Tashlich*: warfen Brotkrümel, die die Sünden des vergangenen Jahres symbolisierten, in den Potomac. Manche gingen unter, manche wurden von der Strömung ans andere Ufer getrieben, manche von Möwen erbeutet, die ihre noch blinde Brut damit fütterten. Jacob küsste Julia jeden Morgen vor dem Aufstehen zwischen die Beine – nicht als sexuelle Geste (laut des Rituals durfte der Kuss zu nichts führen), sondern als religiöse. Sie begannen auf Reisen Dinge zu sammeln, deren Inneres größer schien als das Äußere: eine Muschel, die den Ozean enthielt, das abgenutzte Farbband einer Schreibmaschine, die Welt in einem Spiegel. Alles begann sich zu ritualisieren – Jacob holte Julia donnerstags von der Arbeit ab, sie tranken stumm den Morgenkaffee, Julia ersetzte Jacobs Lesezeichen durch Zettel mit kurzen Botschaften, bis sich – wie ein Universum, das die äußerste Ausdehnung erreicht hat und wieder auf die anfängliche Größe zusammenschrumpft – alles auflöste.

Am Freitagabend wurde es manchmal zu spät, am Mittwochmorgen war es manchmal zu früh. Nach einer schwierigen Diskussion wurde der Kuss zwischen die Beine abgeschafft, und das Innere wie vieler Dinge ist tatsächlich größer als ihr Äußeres, wenn man

sich selbst nicht besonders großmütig fühlt? (Groll kann man nicht ins Regal stellen.) Sie versuchten, so viel wie möglich zu bewahren, und verdrängten, wie säkular sie geworden waren. Manchmal, meist, wenn sich einer verteidigen musste, was trotz des Flehens aller guten Geister fast zwangsläufig in Schuldzuweisungen mündete, sagte einer der beiden stets: »Ich vermisse unseren Sabbat.«

Sie empfanden Sams Geburt als neue Chance, wie auch die von Max und Benjy. Eine Religion für drei, für vier, für fünf. An jedem Neujahrstag markierten sie die Größe der Kinder auf dem Türrahmen – ein sowohl säkulares als auch jüdisches Ritual –, und zwar gleich morgens, bevor die Schwerkraft den Körper stauchte. Am 31. Dezember warfen sie ihre guten Vorsätze ins Feuer. Dienstags drehte die ganze Familie nach dem Abendessen eine Runde mit Argus und las sich auf dem Weg zum Vace, wo sie die eigentlich verbotenen Arancitas und Limonatas kauften, Zwischenzeugnisse vor. Die Kinder wurden nach einem ausgefeilten Protokoll und in einer bestimmten Reihenfolge zu Bett gebracht, und wenn jemand Geburtstag hatte, schliefen alle in einem Bett. Sie begingen oft den Sabbat – ihren Glauben sowohl praktizierend als auch von außen bäugend – mit Challah aus Bio-Mehl, Kedem-Grapefruitsaft und Spitzkerzen aus dem Wachs vom Aussterben bedrohter Bienen, die in den Silberleuchtern verstorbener Vorfahren steckten. Nach dem Segen und vor dem Essen flüsterten Jacob und Julia ihren Kindern der Reihe nach ins Ohr, worauf sie letzte Woche stolz gewesen waren. Die große Intimität der Finger im Haar, die Liebe, eigentlich kein Geheimnis, aber im Flüsterton bekundet, all das ließ die Glühfäden der gedimmten Lampen erbeben.

Nach dem Abendessen begingen sie ein Ritual, dessen Ursprung keiner mehr kannte und dessen Sinn niemand hinterfragte. Sie liefen mit geschlossenen Augen durch das Haus. Man durfte sprechen, herumalbern, lachen, aber die Blindheit ließ jedes Mal alle verstummen. Sie lernten allmählich, die dunkle Stille zu ertragen, und hielt es zehn, später auch zwanzig Minuten aus. Am Ende versammelten sich alle am Küchentisch und schlugen zugleich die Augen auf. Zwei Offenbarungen: die Fremdheit eines Zuhauses, in dem

die Kinder ihr ganzes Leben verbracht hatten, und die Fremdheit des Sehens.

An einem Sabbat, sie fuhren zu ihrem Urgroßvater Isaac, sagte Jacob: »Ein Mensch betrinkt sich auf einer Party und fährt auf der Heimfahrt ein Kind tot. Ein anderer Mensch betrinkt sich genauso, erreicht aber sein Haus ohne Unfall. Warum muss der Erste lebenslänglich ins Gefängnis, während der Zweite am nächsten Morgen erwacht, als wäre nichts passiert?«

»Weil er ein Kind getötet hat.«

»Bedenkt man das Fehlverhalten, dann sind beide gleichermaßen schuldig.«

»Der Zweite hat aber kein Kind getötet.«

»Weil er Glück hatte. Unschuldig war er nicht.«

»Trotzdem hat der Erste ein Kind getötet.«

»Sollten wir, wenn wir über Schuld nachdenken, neben den Folgen nicht auch Absichten und Verhalten berücksichtigen?«

»Was für eine Party war das?«

»Wie?«

»Ja, und was hatte das Kind zu so später Stunde draußen zu suchen?«

»Entscheidend ist doch wohl ...«

»Seine Eltern hätten dafür sorgen müssen, dass ihm nichts passiert. *Sie* müssten ins Gefängnis. Nur hätte das Kind dann keine Eltern mehr. Außer, es würde bei ihnen im Gefängnis wohnen.«

»Hast du vergessen, dass es tot ist?«

»Ach ja.«

In der Folge waren Sam und Max von Absichtlichkeit wie besessen. Einmal lief Max in die Küche, die Hände auf dem Bauch. »Ich habe ihn gehauen«, sagte Sam im Wohnzimmer, »aber ohne Absicht.« Oder als Max, um sich zu rächen, Sams halb fertiges Legoschloss zertrampelte und sagte: »War keine Absicht. Ich wollte auf den Teppich darunter treten.« Wenn sie Argus unter dem Tisch mit Brokkoli fütterten, dann »aus Versehen«. Wenn sie nicht für Klausuren lernten, dann »unabsichtlich«. Als Max zum ersten Mal zu Jacob sagte: »Schnauze!« – eine Reaktion auf den zeitlich ungünstigen

Vorschlag, eine Pause bei einem Tetris-Spiel einzulegen, in dem er gerade die Top-Ten-Ergebnisse des Tages übertrumpfen wollte, obwohl er gar nicht hätte spielen dürfen –, legte er Jacobs Smartphone weg, lief zu ihm, umarmte ihn und sagte mit Angst in den Augen: »War nicht so gemeint.«

Als Sam sich die Finger der linken Hand in der schweren Eisentür klemmte und schrie: »Wieso ist das passiert?«, immer wieder schrie: »Wieso ist das passiert?«, und Julia, die ihn an sich drückte, sodass sich das Blut auf ihrer Bluse verteilte wie früher die Milch, wenn ein Baby geschrien hatte, einfach sagte: »Ich liebe dich, und ich bin bei dir«, und Jacob rief: »Wir müssen zur Notaufnahme«, da flehte Sam, der Ärzte mehr fürchtete als alles, was ein Arzt kurieren konnte: »Bitte nicht! Bitte nicht! Das war Absicht! Ich habe das mit Absicht getan!«

Die Zeit verging, die Welt machte sich geltend, und Jacob und Julia vergaßen, Dinge mit Absicht zu tun, sträubten sich nicht dagegen, manches aufzugeben, und wie die guten Vorsätze, die Diens-tagsspaziergänge und die Geburtstagsanrufe bei den Cousins und Cousinen in Israel, wie die drei überquellenden Einkaufstüten mit jüdischen Delikatessen, die sie Uropa Isaac am Ersten jeden Monats brachten, wie das Schulschwänzen beim ersten Heimspiel der Nationals, das Singen von »Singing in the Rain«, während Ed, die Hyäne, durch die Waschanlage rollte, die »Dankbarkeitsbücher« und »Ohrinspektionen«, das jährliche Kürbispflücken und Schnitzen, das Rösten der Kerne und das monatelange Vermodern, entfiel auch die geflüsterte Bekundung des Stolzes.

Das Innere des Lebens wurde viel kleiner als das Äußere, und es entstand ein Hohlraum, eine Leere. Genau darum hatte die Bar Mizwa eine solche Bedeutung: Sie war der letzte Faden des zerfranst-ten Seils. Kappte man diesen Faden, wie von Sam ersehnt und von Jacob gerade entgegen seinem eigentlichen Wunsch vorgeschlagen, dann würde nicht nur Sam, sondern die ganze Familie in dieser Leere verschwinden – dann gäbe es zwar genug Sauerstoff für ein ganzes Leben, aber welche Art von Leben wäre das?

Julia wandte sich an den Rabbi: »Und wenn Sam sich entschuldigt ...«

»Für *was?*«, fragte Jacob.

»Wenn er sich entschuldigt ...«

»Bei *wem?*«

»Bei allen«, sagte der Rabbi.

»Allen? Bei allen Lebenden und Toten?«

Diese Formulierung – *alle Lebenden und Toten* – kramte Jacob nicht im Hinblick auf das heraus, was bald passieren sollte, sondern benutzte sie im Dunkel des Augenblicks: bevor die zusammengefalteten Gebete auf der Klagemauer erglühten; vor der Japanischen Krise; vor den zehntausend vermissten Kindern und dem Marsch der Million; bevor »Adia« der am häufigsten gesuchte Begriff in der Geschichte des Internets wurde. Vor den verheerenden Nachbeben, vor dem Bündnis der neun Armeen und der Ausgabe von Kaliumiodid-Tabletten, bevor Amerika keine F-16 schickte, bevor der Messias zu abgelenkt oder nicht existent war, um die Lebenden und die Toten zu erwecken. Sam wurde zum Mann. Isaac schwankte zwischen Selbstmord und dem Umzug aus seinem Heim in ein Heim.

»Wir möchten das abhaken«, sagte Julia zum Rabbi. »Wir möchten das ausbügeln, damit die Bar Mizwa wie geplant stattfindet.«

»Indem wir uns bei allen für alles entschuldigen?«

»Wir wollen zurück zum Glück.«

Jacob und Julia registrierten im Stillen, was dieser Satz zum Ausdruck brachte – Hoffnung, Traurigkeit, Verstörung –, während sich die Wörter im Zimmer verteilten, auf die Stapel religiöser Bücher und den fleckigen Teppichboden rieselten. Sie waren vom Weg abgekommen und hatten den Kompass verloren, nicht aber den Glauben, dass es möglich sei, wieder auf Kurs zu kommen – obwohl keiner von beiden wusste, von welchem Glück die Rede war.

Der Rabbi verschränkte seine Finger, wie das ein Rabbi eben so tut, und sagte: »Ein chassidisches Sprichwort lautet: ›Die Suche nach dem Glück ist die Flucht vor der Zufriedenheit.««

Jacob stand auf, faltete den Zettel zusammen, steckte ihn ein und sagte: »Sie haben den Falschen.«

Hier bin'icht ich

Während Sam auf der Bank vor Rabbi Singers Büro wartete, trat Samanta an die Bima. Sam hatte sie aus uralter digitaler Ulme erbaut, geborgen vom Grund eines digitalen, selbst angelegten Süßwassersees, in dem er ein Jahr zuvor einen kleinen Wald versenkt hatte. Damals hatte er wie einer jener unschuldigen Hunde, die man wie als Bestätigung der Existenz des Bösen auf eine unter Strom gesetzte Fläche setzt, erfahren müssen, was Hilflosigkeit war.

»Ob du eine Bar Mizwa willst oder nicht, ist egal«, hatte sein Dad gesagt. »Du musst versuchen, die Sache als Inspiration zu sehen.«

Warum war er so besessen von Tierquälerei? Warum so fasziniert von Videos, die seine Meinung über die Menschheit sowieso nur bestärkten? Er verbrachte enorm viel Zeit mit der Suche nach Grausamkeit: Tierquälerei und Kämpfe zwischen Tieren (sowohl von Menschen organisiert als auch in der Natur), Tiere, die Menschen anfielen, Stierkämpfer, die bekamen, was sie verdienten, Skateboarder, die bekamen, was sie verdienten, Athleten, deren Knie nach vorn umknickten, Schlägereien zwischen Betrunkenen, Enthauptungen durch Helikopter und noch mehr: Unfälle bei der Müllentsorgung, Lobotomie durch Autoantennen, Zivilisten, die nach Chemiewaffen-Angriffen an Onanieverletzungen starben; schiitische Köpfe auf sunnitischen Zaunpfählen, verpfuschte Operationen, Verbrennungen durch heißen Dampf, Lehrfilme über die Entfernung der bedenklichen Teile überfahrener Tiere (als gäbe es unbedenkliche Teile), Lehrfilme über schmerzlosen Selbstmord (als wäre dies

nicht per se unmöglich) und so weiter, so fort und so weiter. Diese Bilder glichen spitzen Gegenständen, die er gegen sich selbst richtete – so vieles in ihm drängte nach außen, ein Vorgang, der zwangsläufig zu Wunden führte.

Auf der schweigenden Heimfahrt erkundete er seine um die Bima erbaute Kapelle: die federleichten, zwei Tonnen schweren Bänke mit Klauenfüßen zu je drei Zehen; die zu gordischen Knoten verschlungenen Fransen des Teppichläufers im Seitenschiff; die Gebetbücher, in denen alle Begriffe unaufhörlich durch Synonyme ersetzt wurden: *Der Herr ist Einzig ... der Souverän ist Allein ... Der Absolute ist Einsam ...* Wenn dies lange so ging, würde der ursprüngliche Text kurz wieder auftauchen. Aber selbst wenn die durchschnittliche Lebenserwartung jährlich um ein Jahr stieg, würde es endlos lange dauern, bis die Menschen endlos lange lebten, und deshalb war es unwahrscheinlich, dass irgendjemand das Original jemals sehen würde.

Sams auswegloser innerer Druck äußerte sich oft in Gestalt nutzloser Brillanz, und während Vater, Brüder und Großeltern unten zu Mittag aßen, während sie *unweigerlich* darüber sprachen, was ihm zur Last gelegt wurde, und sich fragten, was sie mit ihm tun sollten, erschuf er, obwohl er die hebräischen Wörter und die jüdische Melodie der Haftarot pauken sollte, deren Sinn für niemanden jemals von Interesse gewesen war, Bleiglasfenster nach dem Morphing-Prinzip. Das Fenster rechts von Samanta zeigte Moses als Baby auf dem Nil zwischen Müttern. Es war eine Schleife, aber so konstruiert, dass der Eindruck einer endlosen Reise erweckt wurde.

Sam fand die Vorstellung cool, auf dem größten Fenster der Kapelle fortlaufende Bilder der jüdischen Gegenwart zu zeigen, und so paukte er nicht die idiotischen, total nutzlosen Ashrei, sondern schrieb ein Programm, das Schlüsselworte aus einem Google-News-Feed zu jüdischen Themen filterte. Mit diesen suchte er im Zufalls-Modus nach Videos (wobei Redundanzen, falsche Fährten und antisemitische Propaganda ausgefiltert wurden), ließ die Resultate dann durch einen Video-Filter laufen (wieder nach dem Zufallsprinzip, aber so, dass Bilder ausgewählt wurden, die am besten zum runden

Rahmen passten, farblich auf ihre Abfolge abgestimmt) und projizierte sie dann auf das Fenster. Die Realität hinkte seiner Vorstellung hinterher, aber so war es mit allem.

Rund um die Kapelle hatte er die Synagoge erbaut: das Labyrinth der Flure, die sich im wahrsten Sinne des Wortes endlos verzweigten; die Fontänen, aus denen Orangensaft sprudelte, die Pinkelbecken aus Knochen von Elfenbein-Wilderern; die Stapel wahrhaft liebevoller, frauenfreundlicher Facesitting-Pornos im Wandschrank des Festsaals im Herren-Klub; der ironisch gemeinte Behindertenplatz auf der Stellfläche für Kinderwagen; die Gedächtniswand mit den winzigen, niemals funktionierenden Glühlampen neben den Namen all jener, denen er einen baldigen, wenn auch schmerzlosen Tod wünschte (ehemalige beste Freunde, Leute, die auf der Haut brennende Akne-Pflaster in Umlauf brachten usw.); mehrere Fummel-Grotten, in denen weichherzige, auf banale Art lustige Mädchen, die der American-Apparel-Werbung entsprungen zu sein schienen und Percy-Jackson-Fan-Fiction schrieben, Idioten erlaubten, an ihren makellosen Titten zu lutschen; Tafeln, die Stromstöße von 600 Volt abgaben, wenn einer dieser blöden, großmäuligen Brutalos, die in fünfzehn Jahren – im Gegensatz zu allen anderen wusste Sam das genau – bierbäuchige Spießler mit öden Jobs und plumpen Frauen wären, mit den Fingernägeln darüber kratzte; Plaketten auf allen freien Flächen, die darauf hinwiesen, dass es Samantas Güte und großer Redlichkeit, ihrem Einsatz für Milde, Gnade und die Vorzüge des Zweifels, ihrer Anständigkeit, ihren inneren Werten und ihrer unboshafte Nichtfiesheit zu verdanken war, dass diese Leiter zum Dach existierte, dass dieses Dach existierte, dass der unaufhörlich alles abfedernde Gott existierte.

Die Synagoge stand ursprünglich am Rand einer Community, die aus Liebe zu Videos entstanden war, in denen Hunde, die etwas angestellt hatten, ihre Beschämung zum Ausdruck brachten. Sam konnte sich diese Videos den lieben, langen Tag anschauen – das *tat* er auch immer wieder –, ohne sich zu fragen, warum sie ihn so faszinierten. Die naheliegendste Erklärung wäre sein Mitgefühl mit den

Hunden gewesen, und das traf natürlich irgendwie zu. (»Warst du das, Sam? Hast du diese Worte geschrieben? Warst du böse?«) Aber er mochte auch die Hundehalter. Jedes Video stammte von jemandem, der sein Haustier mehr liebte als sich selbst; das »Schämen« wirkte stets humorvoll übertrieben und fröhlich, und am Ende vertrugen sich alle. (Er hatte selbst solche Videos drehen wollen, aber Argus war so alt und schlapp, dass er sich bestenfalls eingekotet hätte, und danach war kein fröhliches Schämen möglich.) Es musste also etwas mit Fehltritt und Strafe zu tun haben, mit der Furcht vor ausbleibender Vergebung und der Erleichterung, wenn man wieder geliebt wurde. Vielleicht wären seine Gefühle im nächsten Leben nicht so überwältigend, vielleicht könnte er dann trotzdem noch denken.

Der ursprüngliche Standort war nicht unbedingt falsch, doch im Gegensatz zum Alltagsleben, in dem das Gut-Genug galt, ging es in Other-Life darum, die Dinge an ihrem Sehnsuchtsort zu platzieren. Sam glaubte insgeheim, dass nicht nur alles zur Sehnsucht fähig sei, sondern dass sich alles *ständig* sehne. Also bezahlte er digitalen Umzugshelfern nach der Standpauke, die ihm später am Tag von seiner Mutter gehalten wurde, eine digitale Summe, damit sie die Synagoge in die größten Teile zerlegten, die in die größten Lkw passten, abtransportierten und entsprechend den Screengrabs wieder zusammensetzten.

»Wir unterhalten uns, sobald Dad von der Sitzung zurück ist, aber ich muss dir etwas sagen. Dringend.«

»Schön.«

»Hör auf, ständig ›schön‹ zu sagen.«

»Tut mir leid.«

»Hör auf, ständig ›tut mir leid‹ zu sagen.«

»Geht es denn nicht darum, dass ich mich entschuldige?«

»Für dein Vergehen.«

»Aber ich habe es nicht ...«

»Ich bin schwer enttäuscht.«

»Ich weiß.«

»Ist das alles? Mehr hast du nicht zu sagen? Zum Beispiel: ›Ich habe es geschrieben und bitte um Verzeihung?‹«

»Ich habe das nicht geschrieben.«

»Räum diese Müllhalde auf. Ist ja widerwärtig.«

»Ist doch mein Zimmer.«

»Aber unser Haus.«

»Das Schachbrett muss so bleiben. Wir sind mitten im Spiel. Dad sagt, dass wir es beenden, wenn ich keinen Ärger mehr habe.«

»Weißt du, warum du ihn immer schlägst?«

»Weil er mich gewinnen lässt.«

»Er lässt dich seit Jahren nicht mehr gewinnen.«

»Er strengt sich nicht so an.«

»Oh nein. Er findet es toll, Figuren zu schlagen, aber du bleibst Sieger, weil du immer vier Züge vorausdenkst. Deshalb bist du gut in Schach, und deshalb bist du lebensstüchtig.«

»Ich bin nicht lebensstüchtig.«

»Oh doch. Wenn du überlegt handelst.«

»Ist Dad denn nicht lebensstüchtig?«

Es lief beinahe wie am Schnürchen, nur sind Umzugshelfer nicht ganz so fast-vollkommen wie der Rest der Menschheit, und deshalb gab es Pannen, im Grunde Lappalien – wer außer Sam hätte bemerkt, dass ein Davidstern Dellen hatte und verkehrt herum hing? –, die eigentlich nahezu unsichtbar waren. Die winzigste Abweichung von der Perfektion ruinierte alles.

Sein Dad hatte ihm einen Artikel über einen Jungen gegeben, der seine Bar Mizwa im Konzentrationslager feierte, indem er eine imaginäre Synagoge baute und Zweige hineinsteckte, als stumme Gemeinde. Sein Dad hätte natürlich nie gedacht, dass er den Artikel lesen würde, und sie sprachen nie darüber, und zählt es als Erinnerung, wenn man ständig daran denkt?

Alles war extra angefertigt – das ganze Gebäude der organisierten Religion wurde für ein kurzes Ritual entworfen, errichtet und gepflegt. Trotz des unvorstellbaren Ausmaßes von Other-Life gab es dort keine Synagoge. Und obwohl er sich vehement dagegen sträubte, jemals einen Fuß in eine echte Synagoge zu setzen, musste es eine Synagoge geben. Er sehnte sich nicht danach, er brauchte eine: Was nicht existiert, kann man nicht zerstören.

Glück

Alle glücklichen Morgen gleichen einander, wie auch alle unglücklichen Morgen, und dass sie so furchtbar unglücklich sind, hat folgende Ursache: Das Gefühl, dass man ein solches Unglück schon einmal erlebt hat, dass alle Bemühungen, ihm vorzubeugen, das Gegenteil bewirken oder die Sache sogar noch verschlimmern, dass sich das Universum aus irgendeinem rätselhaften, überflüssigen, unfairen Grund gegen die harmlose Abfolge von Kleidern, Frühstück, Zähnen und nervigen Haarwirbeln, Rucksäcken, Schuhen, Jacken und Abschieden verschworen hat.

Jacob hatte darauf bestanden, dass Julia mit ihrem Auto zu dem Treffen mit Rabbi Singer fuhr, damit sie danach wegfahren und ihren freien Tag genießen konnte. Sie gingen in tiefem Schweigen durch die Schule zum Parkplatz. Sam wusste nicht, dass man als Verdächtigter das Recht hatte, nichts zu sagen, ahnte es aber dunkel. Andererseits spielte das sowieso keine Rolle, denn seine Eltern würden erst mit ihm sprechen, nachdem sie hinter seinem Rücken geredet hatten. Sie ließen ihn im Eingang zwischen den schnurrbärtigen Kind-Männern stehen, die Yu-Gi-Oh! spielten, und gingen zu ihren Autos.

»Soll ich etwas besorgen?«, fragte Jacob.

»Wann?«

»Jetzt.«

»Du musst doch zum Brunch mit deinen Eltern.«

»Ich möchte dir nur etwas abnehmen.«

»Wir brauchen Sandwichtoast.«

»Eine bestimmte Sorte?«

»Die übliche Sorte.«

»Was ist denn?«

»Was soll denn sein?«

»Du wirkst bedrückt.«

»Bist du etwa nicht bedrückt?«

Hatte sie das Handy gefunden?

»Wollen wir nicht über das reden, was gerade gelaufen ist?«

Sie hatte das Handy nicht gefunden.

»Doch, klar«, sagte er. »Aber nicht auf diesem Parkplatz. Nicht jetzt, während Sam auf der Treppe lauert und meine Eltern zu Hause warten.«

»Wann dann?«

»Heute Abend?«

»Heute Abend? Mit Fragezeichen? Oder *heute Abend*.«

»*Heute Abend*.«

»Versprichst du das?«

»Julia.«

»Und sieh zu, dass er nicht in seinem Zimmer hockt und über dem iPad schmollt. Er muss wissen, dass wir sauer sind.«

»Das weiß er.«

»Ja, aber er soll es auch in meiner Abwesenheit wissen.«

»Das *wird* er.«

»Versprichst du das?«, fragte sie, dieses Mal ohne ironischen Unterton.

»Bei meiner Treu und Hand aufs Herz.«

Sie hätte mehr sagen können, Beispiele aus der jüngsten Geschichte anführen oder erklären können, warum es nicht die Bestrafung war, die ihr Sorgen bereitete, sondern die Verfestigung ihrer eingefahrenen und vollkommen falsch verteilten elterlichen Rollen. Stattdessen beschränkte sie sich darauf, ihm sanft den Arm zu drücken.

»Bis heute Nachmittag.«

In der Vergangenheit hatten Berührungen sie immer gerettet. Egal wie groß der Ärger oder die Verletzung war, wie tief die Ein-

samkeit, schon eine sanfte Berührung im Vorübergehen erinnerte sie an ihre lange Gemeinsamkeit. Eine Hand auf dem Nacken: Alles war wieder da. Ein Kopf auf der Schulter: Aufwallen chemischer Substanzen, die Erinnerung an Liebe. Manchmal war es fast unmöglich, die Distanz zwischen ihren Körpern zu überbrücken, den anderen zu erreichen. Manchmal war es ganz unmöglich. Dieses Gefühl kannten beide sehr gut, in der Stille des dunklen Schlafzimmers, während sie beide zur Decke starrten: Wenn ich meine Finger öffnen könnte, würden sich auch die Finger meines Herzens öffnen. Aber ich schaffe es nicht. Ich möchte die Entfernung überbrücken, ich möchte erreicht werden. Aber ich schaffe es nicht.

»Tut mir leid wegen des Vormittags«, sagte er. »Du hättest eigentlich den ganzen Tag für dich haben sollen.«

»Du hast die Worte ja nicht geschrieben.«

»Sam auch nicht.«

»Jacob.«

»Was?«

»Es darf nicht sein, und es wird nicht sein, dass ihm einer von uns beiden glaubt und der andere nicht.«

»Dann glaub ihm.«

»Er hat es eindeutig getan.«

»Glaub ihm trotzdem. Wir sind seine Eltern.«

»Stimmt. Und wir müssen ihm klarmachen, dass Taten Konsequenzen haben.«

»Ich finde es wichtiger, ihm zu glauben«, sagte Jacob, dem in diesem rasanten Gespräch die eigenen Worte davonrannten. Warum ließ er sich auf dieses Geplänkel ein?

»Nein«, sagte Julia, »wichtiger ist es, ihn zu lieben. Und er wird kapieren, dass unsere Liebe, die es erfordert, dass wir ihm ab und zu wehtun, durch nichts zu erschüttern ist.«

Jacob öffnete die Tür ihres Autos für sie und sagte: »Fortsetzung folgt.«

»Ja, Fortsetzung folgt. Aber ich muss sicher sein, dass wir hier an einem Strang ziehen.«

»Dass ich ihm nicht glaube?«

»Dass du mich, ganz gleich, was du glaubst, unterstützt und wir ihm klarmachen, dass wir enttäuscht sind und er sich entschuldigen muss.«

Jacob hasste das. Er hasste Julia, weil sie ihn zwang, Sam in den Rücken zu fallen, und er hasste sich selbst, weil er ihr nicht Paroli bot. Wäre noch Hass übrig gewesen, dann hätte der Sam gegolten.

»Na gut«, sagte er.

»Ja?«

»Ja.«

»Danke«, sagte sie beim Einsteigen. »Wir reden heute Abend weiter.«

»Okay«, sagte er und schloss die Tür. »Nimm dir so viel Zeit, wie du willst.«

»Und was, wenn der Tag zu kurz ist dafür?«

»Ich habe noch die HBO-Sitzung.«

»Welche Sitzung?«

»Aber erst um neunzehn Uhr. Hatte ich erwähnt. Vorher bist du bestimmt sowieso nicht zurück.«

»Wer weiß.«

»Schon ärgerlich, dass die am Wochenende stattfindet, aber sie dauert nur ein oder zwei Stunden.«

»Ist in Ordnung.«

Er drückte ihren Arm und sagte: »Genieße, was übrig ist.«

»Bitte?«

»Vom Tag.«

Die Heimfahrt verlief schweigend, abgesehen vom National Public Radio, dessen Allgegenwart aber auch den Charakter des Schweigens annahm. Jacob warf Sam im Rückspiegel einen Blick zu.

»Bin abgezischt und habe 'ne Dose von Ihrem Thunfisch gefutert, Miss Daisy.«

»Hast du einen Schlaganfall oder so?«

»Filmzitat. Hätte auch Lachs sein können.«

Er wusste, dass er Sam eigentlich hätte verbieten müssen, auf dem Rücksitz das iPad zu benutzen, aber der arme Junge hatte heute Vor-

mittag genug durchgemacht. Etwas Beruhigendes war da nur fair. Außerdem wurde so das Gespräch aufgeschoben, auf das er momentan keine Lust hatte und wahrscheinlich niemals haben würde.

Jacob hatte einen üppigen Brunch geplant, aber nach dem Anruf Rabbi Singers um neun Uhr fünfzehn bat er seine Eltern, Irv und Deborah, früher zu kommen, um auf Max und Benjy aufzupassen. Es würde keine mit Ricotta gefüllten Brisches geben. Es würde weder Linsensalat noch einen Salat aus gehobeltem Rosenkohl geben. Sondern Kalorien.

»Zwei Roggentoast mit cremiger Erdnussbutter, diagonal geschnitten«, sagte Jacob und reichte Benjy einen Teller.

Max schnappte sich das Essen. »Ist für mich.«

»Stimmt«, sagte Jacob und gab Benjy eine Schale, »denn *du* bekommst Honey Nut Cheerios mit einem Schuss Reismilch.«

Max betrachtete Benjys Schale. »Das sind Cheerios mit Honig drauf.«

»Ja.«

»Warum hast du ihn angelogen?«

»Danke, Max.«

»Und ich habe gesagt *getoastet*, nicht *brandgeopfert*.«

»*Branntopfert?*«, fragte Benjy.

»Verbrannt«, sagte Deborah.

»Was ist mit Camus?«, fragte Irv.

»Lass ihn«, sagte Jacob.

»Hey, Maxi«, sagte Irv und zog seinen Enkel an sich, »ich habe da von einem total irren Zoo gehört ...«

»Wo ist denn Sam?«, fragte Deborah.

»Lügen ist böse«, sagte Benjy.

Max lachte auf.

»Guter Witz«, sagte Irv. »Oder?«

»Er hat Stubenarrest, weil er Ärger im Religionsunterricht hatte.« Und zu Benjy: »Ich habe nicht gelogen.«

Max äugte in Benjys Schale und sagte: »Du weißt, dass das nicht mal Honig ist. Sondern Agavendicksaft.«

»Mom soll kommen.«

»Sie darf sich heute erholen.«

»Von *uns* erholen?«, fragte Benjy.

»Aber nein. Von euch braucht sie keine Erholung, Jungs.«

»Erholt sie sich von *dir*?«, fragte Max.

»Einer meiner Freunde, Joey, hat zwei Dads. Aber Babys kommen doch aus Vaginalöchern. Warum?«

»Warum was?«

»Warum hast du mich angelogen?«

»Niemand hat niemanden angelogen.«

»Ich will einen Tiefkühlburrito.«

»Der Gefrierschrank ist kaputt«, sagte Jacob.

»Zum Frühstück?«, schlug Deborah vor.

»Zum Brunch«, berichtete Max.

»Sí se puede«, sagte Irv.

»Ich könnte rasch einen besorgen«, sagte Deborah.

»Tiefgekühlt.«

Während der letzten Monate hatten sich Benjys Essgewohnheiten in Richtung dessen entwickelt, was man nicht realisierte Mahlzeiten nennen könnte: Tiefkühlgemüse (soll heißen: tiefgekühlt verspeist), ungekochter Haferbrei, ungekochte Ramen, Teig, rohes Quinoa, harte Makkaroni mit kochentrockenem Käsepulver. Jacob und Julia hatten niemals darüber gesprochen, nur die Einkaufsliste umgestellt; sie fanden die Sache psychologisch so bedeutsam, dass sie nicht daran rührten.

»Und was hat Sammy angestellt?«, fragte Irv, den Mund voller Gluten.

»Erzähle ich später.«

»Bitte einen Tiefkühlburrito.«

»Vielleicht gibt es kein später.«

»Er soll während des Unterrichts ein paar schlimme Wörter auf einen Zettel geschrieben haben.«

»Er soll?«

»Er streitet es ab.«

»Und? Hat er's getan?«

»Keine Ahnung. Julia hält ihn für schuldig.«

»Als Eltern müsst ihr die Sache gemeinsam angehen, egal, wie es aussieht, egal, was ihr denkt«, sagte Deborah.

»Schon klar.«

»Hilf mir mal auf die Sprünge – was ist ein schlimmes Wort?«, fragte Irv.

»Das kannst du dir sicher vorstellen.«

»Kann ich nicht, nein. Schlimme *Zusammenhänge* allerdings schon ...«

»Die Wörter passen bestimmt nicht in den Religionsunterricht.«

»Welche Wörter?«

»Ist das wirklich so wichtig?«

»Natürlich ist das wichtig.«

»Nein, das ist nicht wichtig«, sagte Deborah.

»Ich sage nur, dass das N-Wort darunter war.«

»Ich will einen Tiefkühl... Was ist das N-Wort?«

»Na, bist du jetzt zufrieden?«, fragte Jacob seinen Vater.

»Hat er es aktiv oder passiv benutzt?«, wollte Irv wissen.

»Erkläre ich dir später«, sagte Max zu seinem kleinen Bruder.

»Man kann das Wort nicht passiv benutzen«, sagte Jacob zu Irv.

»Und du unterstehst dich«, sagte er zu Max.

»Vielleicht gibt es kein später«, sagte Benjy.

»Habe ich wirklich einen Sohn großgezogen, der ein Wort als *das Wort* bezeichnet?«

»Nein«, sagte Jacob, »du hast keinen Sohn großgezogen.«

Benjy ging zu seiner Großmutter, die ihm nichts abschlagen konnte. »Wenn du mich lieb hast, holst du mir einen Tiefkühlburrito und sagst mir, was das N-Wort ist.«

»Und der Zusammenhang?«, fragte Irv.

»Unwichtig«, sagte Jacob. »Und jetzt Schluss mit dem Thema.«

»Es gibt nichts Wichtigeres. Ohne Zusammenhang wären wir alle Monster.«

»N-Wort«, sagte Benjy.

Jacob legte Gabel und Messer weg.

»Schön. Wenn du es genau wissen willst: Der Zusammenhang besteht darin, dass Sam zusieht, wie du dich jeden Morgen in den

Nachrichten bis auf die Knochen blamierst und jeden Abend in den Late-Night-Shows bis auf die Knochen blamiert wirst.«

»Du lässt deine Kinder zu viel Fernsehen gucken.«

»Sie schauen kaum welches.«

»Dürfen wir Fernsehen gucken?«, fragte Max.

Jacob ignorierte ihn und wandte sich wieder Irv zu: »Er hat Schulverbot, bis er sich zu einer Entschuldigung entschließt. Ohne Entschuldigung keine Bar Mizwa.«

»Und bei wem soll er sich entschuldigen?«

»Premium-Kabelsender?«, fragte Max.

»Bei allen.«

»Warum schickt ihr ihn nicht gleich nach Uganda und lasst sein Skrotum unter Strom setzen?«

Jacob gab Max einen Teller und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der nickte und stand auf.

»Er hätte das nicht tun dürfen«, sagte Jacob.

»Von seinem Recht auf freie Rede Gebrauch machen?«

»Recht auf *gebässige* Rede.«

»Hast du wenigstens bei einem Lehrer auf den Tisch gehauen?«

»Nein, nein. Auf keinen Fall. Wir hatten ein Gespräch mit dem Rabbi und sind jetzt voll im Rettet-die-Bar-Mizwa-Modus.«

»Ein *Gespräch*? Glaubst du, *Gespräche* wären in Ägypten oder Entebbe unsere Rettung gewesen? Ha! Plagen und Uzis. Gespräche sichern dir einen Spitzenplatz in der Schlange vor einer Dusche, die keine Dusche ist.«

»Himmel, Dad. Muss das sein?«

»Natürlich muss das sein. ›Always so never again.«

»Tja, warum überlässt du die Sache nicht mir?«

»Weil du einen so super Job machst?«

»Weil er Sams Vater ist«, sagte Deborah. »Und du nicht.«

»Die Scheiße des eigenen Hundes aufzusammeln ist die eine Sache«, sagte Jacob, »die des eigenen Dads eine andere.«

»Scheiße«, wiederholte Benjy.

»Könntest du Benjy oben etwas vorlesen, Mom?«

»Ich will bei den Erwachsenen bleiben«, sagte Benjy.

»Ich bin hier die einzige Erwachsene«, sagte Deborah.

»Bevor mir gleich der Kragen platzt«, sagte Irv, »würde ich gern wissen, ob ich dich richtig verstehe. Du behauptest, dass zwischen meinem missverstandenen Blog und Sams Problem mit dem ersten Zusatzartikel ein Zusammenhang besteht?«

»Niemand hat deinen Blog missverstanden.«

»Aber vollkommen falsch interpretiert.«

»Du hast geschrieben, Araber hassen ihre Kinder.«

»Stimmt nicht. Ich habe geschrieben, der Hass der Araber auf die Juden ist größer als ihre Liebe zu ihren Kindern.«

»Und dass sie Tiere sind.«

»Ja. Das habe ich geschrieben. Sie sind Tiere. Menschen sind Tiere. Das ist eine Frage der Definition.«

»Juden sind Tiere?«

»Nein, so einfach ist die Sache nicht.«

»Was ist das N-Wort?«, flüsterte Benjy seiner Großmutter zu.

»Nudel«, gab sie flüsternd zurück.

»Nein, ist es nicht.« Sie nahm Benjy auf den Arm und trug ihn aus dem Zimmer. »Das N-Wort ist *nein*«, sagte er, »stimmt's?«

»Ja.«

»Nein, ist es nicht.«

»Ein Dr. phil. ist schon einer zu viel«, sagte Irv. »Sammy braucht jemanden, der ihn raushaut. Hier geht es um ein konkretes Problem mit dem Recht auf freie Rede, und wie du weißt oder wissen solltest, sitze ich nicht nur im nationalen Vorstand der American Civil Liberties Union, nein, die anderen Mitglieder erzählen meine Geschichte sogar an jedem Passahfest. Wärst du an *meiner* Stelle ...«

»Dann würde ich mich umbringen, um meine Familie zu retten.«

»... dann würdest du in den Wassern von Adass Jisroel nach einem schlitzohrigen, monomanischen Anwalt fischen, der für das Vergnügen, die Bürgerrechte zu verteidigen, auf weltliche Genüsse verzichtet hat. Ich schimpfe so gern wie jeder andere über Ungerechtigkeiten, glaub mir, aber du bist nicht auf den Kopf gefallen, Jacob, und Sammy ist dein Sohn. Wenn du dir nicht hilfst, wirft dir

das niemand vor, aber wenn du deinem Sohn nicht hilfst, verzeiht dir das keiner.«

»Du romantisierst Rassismus, Frauenfeindlichkeit und Homophobie.«

»Hast du jemals Caros ...«

»Ich habe die Verfilmung gesehen.«

»Ich versuche, meinem Enkel aus der Patsche zu helfen. Was ist daran so schlimm?«

»Vielleicht sollte ihm nicht geholfen werden.«

Benjy tritt wieder ins Zimmer: »Ist es *Mutter*?«

»Was ist Mutter?«

»Das N-Wort.«

»*Mutter* beginnt mit einem *M*.«

Benjy macht kehrt und tritt wieder hinaus.

»Deine Mutter sagt, dass ihr die Sache gemeinsam angehen müsst. Das ist Blödsinn. Du musst Sam verteidigen. Sollen sich andere den Kopf zerbrechen darüber, was wirklich passiert ist.«

»Ich glaube ihm.«

Und dann, als würde er ihre Abwesenheit erst jetzt bemerken:
»Wo steckt Julia überhaupt?«

»Sie entspannt sich.«

»Entspannt sich? Wovon?«

»Sie *spannt aus*.«

»Danke schön, Frau Lehrerin, aber ich bin nicht taub. *Wovon* spannt sie aus?«

»Von *an*. Warum belässt du es nicht dabei?«

»Klar«, sagte Irv nickend. »Wäre eine Möglichkeit. Aber ich will dir eine Weisheit ins Ohr träufeln, die nicht mal die Jungfrau Maria kennt.«

»Ich kann's kaum erwarten.«

»Nichts schafft sich von selbst aus der Welt. Entweder du erledigst die Sache, oder sie erledigt dich.«

»Soll ich etwa ...?«

»Salomon war nicht perfekt. In der Geschichte der Menschheit hat sich noch nie was von allein erledigt.«

»Fürze schon«, sagte Jacob wie zu Ehren des abwesenden Sam.

»Dein Haus stinkt, Jacob. Du riechst es nur nicht, weil es deines ist.«

Jacob hätte darauf hinweisen können, dass in einem Radius von drei Zimmern ein Kothaufen von Argus lag. Das hatte er schon beim Öffnen der Haustür gerochen.

Benjy kam zurück. »Mir ist meine Frage wieder eingefallen«, sagte er, als hätte er die ganze Zeit wie verrückt versucht, sich daran zu erinnern.

»Ja?«

»Der Klang der Zeit? Was ist damit passiert?«

Eine Hand so groß wie Deine, Ein Haus so groß wie dieses

Julia ließ den Blick gern dorthin schweifen, wo kein Mensch hingelange. Sie mochte unregelmäßiges Mauerwerk, das nicht verriet, ob die Handwerker meisterhaft oder schlampig gearbeitet hatten. Sie mochte die Begrenzung, in der ein Hauch von Weite mitschwang. Sie schätzte Blicke, die nicht durch ein Fenster beschränkt wurden, bedachte aber auch gern, dass jeder Blick von vorneherein beschränkt ist. Sie mochte Türknäufe, die man nicht mehr loslassen will. Sie ging gern treppauf und gern treppab. Sie mochte Schatten, die auf andere Schatten fielen. Sie mochte Frühstücksbankette. Sie mochte Laubwälder (Buche, Ahorn), aber keine »männlichen« Wälder (Walnuss, Mahagoni), sie hatte für Stahl nichts übrig, zumal für die rostfreie Variante, die sie nur in stark zerkratztem Zustand erträglich fand. Imitationen natürlicher Werkstoffe fand sie unsäglich, doch wenn die Künstlichkeit kenntlich gemacht worden war, konnten diese durchaus schön sein. Sie mochte Texturen, die den Augen fremd, Fingern und Füßen aber vertraut waren. Sie mochte Kamine mitten in Küchen, die mitten im Wohnbereich lagen. Sie hatte gern mehr Bücherregale als nötig. Sie mochte Oberlichter in Duschen, aber nirgendwo sonst. Sie mochte beabsichtigte kleine Makel, Nachlässigkeit aber nicht, rief sich allerdings gleichzeitig gern ins Bewusstsein, dass ein absichtlicher Makel ein Ding der Unmöglichkeit war. Die Menschen glauben fälschlicherweise, dass etwas, das gut aussieht, auch für ein gutes Gefühl sorgt.

du flehst mich an, deine enge fotze
zu ficken, aber du hast es noch nicht
verdient

Sie mochte keine gleichförmigen Strukturen – diese entsprachen nicht der Beschaffenheit der Dinge. Sie mochte keine mitten im Zimmer liegenden Teppiche. Gute Architektur sollte einem das Gefühl geben, man sei in einer Höhle mit Blick auf den Horizont. Sie mochte keine Räume, die doppelt so hoch waren wie normal. Zu viel Glas war ihr zuwider. Ein Fenster diene nicht dazu, den Blick zu rahmen, sondern Licht hereinzulassen. Eine Decke sollte stets so hoch sein, dass der größte Bewohner, auf Zehenspitzen stehend, mit den Fingern nicht ganz heranreichte. Sie mochte keine sorgsam platzierten Ziergegenstände – Dinge sollten an Orten stehen, an die sie nicht gehörten. Eine dreieinhalb Meter hohe Decke war zu hoch. Sie löste ein Gefühl der Verlorenheit, der Einsamkeit aus. Eine drei Meter hohe Decke war zu hoch. Denn alles schien außer Reichweite zu sein. Zweieinhalb Meter waren zu hoch. Etwas, das sich gut anfühlt – sicher, bequem, praktisch –, kann auch so gestaltet werden, dass es gut aussieht. Sie mochte weder Deckenstrahler noch Lampen mit Wandschalter – etwa Kandelaber, Kronleuchter, alles Überkandidelte. Sie hielt nichts davon, Gegenstände zu verstecken – Kühlschränke hinter Paneelen, Toilettenartikel hinter Spiegeln, in Schränken versenkbare Fernseher.

du bist noch nicht heiß genug
ich will sehen, wie es auf dein
arschloch tropft

Wie jeder Architekt träumt auch jede Frau davon, ein eigenes Haus zu bauen. Julia war bei dem Anblick eines kleinen Parkplatzes oder einer unerschlossenen Parzelle immer schon in Verzückung geraten: Potenzial. Wofür? Um etwas Schönes zu bauen? Etwas Kluges? Neues? Oder einfach ein Haus, das sich wie ein Zuhause anfühlte?

Ihre Freuden waren nicht vollständig die ihren, denn sie wurden geteilt, doch die Verzückung gehörte ihr allein.

Sie hatte nie Architektin werden, aber stets ein eigenes Zuhause schaffen wollen. Sie warf Puppen weg, um die Kartons zu befreien, in denen sie verpackt waren. Sie verbrachte einen Sommer damit, sich unter ihrem Bett einzurichten. In ihrem Zimmer lag alles voller Kleider, weil sie fand, dass Schränke Besseres verdient hatten, als vollgestopft zu werden. Sie begriff erst, wer »sie selbst« war, als sie begann, eigene Häuser zu entwerfen – stets auf dem Papier, jedes Anlass zu Stolz und Beschämung.

»Wirklich toll«, sagte Jacob, als sie ihm den Grundriss erklärte. Julia ließ ihn nur dann an ihrer Arbeit teilhaben, wenn er sie ausdrücklich darum bat. Sie wollte zwar kein Geheimnis daraus machen, fühlte sich aber stets gedemütigt, nachdem sie ihn einbezogen hatte. Er zeigte nie genug Begeisterung, jedenfalls nicht auf die richtige Weise. Und wenn seine Begeisterung erwachte, kam diese ihr vor wie ein Geschenk mit zu kostbarer Schleife. (Das »wirklich« machte alles kaputt.) Er sparte sich die Begeisterung für die nächste Gelegenheit auf, bei der sie sich darüber beklagte, dass er nicht genug Begeisterung für ihre Arbeit zeigte. Außerdem fühlte sie sich gedemütigt, weil sie seine Begeisterung brauchte, ja ersehnte.

Sind solche Wünsche und Bedürfnisse falsch? Nein. Und die gewaltige Kluft zwischen der lange gehegten Vorstellung und dem Erreichten bedeutet noch lange nicht, dass man versagt hätte. Enttäuschung muss nicht unbedingt enttäuschend sein. Die Wünsche, die Bedürfnisse, die Kluft, die Enttäuschung: wachsend, wissend, einander vertrauend, gemeinsam alternd. Man kann wunderbar allein leben, nur kann man so kein Leben führen.

»Toll«, sagte er und bückte sich so tief, dass seine Nase fast den zweidimensionalen Entwurf ihrer Fantasie berührte. »Echt erstaunlich. Wie denkst du dir so was aus?«

»Ich weiß gar nicht, ob ich mir viel dabei denke.«

»Und was ist das? Ein Innengarten?«

»Ja. Die Treppe führt um einen Lichtschacht nach oben.«

»Sam würde sagen: ›Schicht im Schacht ...‹«

»Und du würdest lachen, und ich würde es ignorieren.«

»Vielleicht würde ich es ja auch ignorieren. Das ist auf jeden Fall richtig, richtig super.«

»Danke.«

Jacob berührte den Grundriss, ließ den Finger über mehrere Zimmer wandern, benutzte immer die Türen. »Ich weiß, dass ich diese Pläne nicht ganz verstehe, aber wo schlafen die Kinder?«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht sehe ich die Sache falsch, aber wenn mich nicht alles täuscht, gibt es nur ein Schlafzimmer.«

Julia legte den Kopf schief, kniff die Augen zusammen.

Jacob fragte: »Kennst du den von dem Paar, das sich nach achtzig Jahren scheiden lässt?«

»Nein.«

»Alle fragen: ›Warum jetzt? Warum nicht vor Jahrzehnten, als ihr noch genug Lebenszeit hattet? Könnt ihr denn nicht bis zum Schluss durchhalten?‹ Und die beiden antworten: ›Wir wollten warten, bis unsere Enkel tot sind.‹«

Julia mochte Tischrechner mit Druckfunktion – gleichsam die Juden des Schreibwarenladens, die zahllose verheißungsvollere Büromaschinen überdauert hatten –, und während die Kinder ihre Utensilien zusammensuchten, druckte sie am laufenden Meter Berechnungen aus. Einmal kalkulierte sie, wie viele Tage es noch dauern würde, bis Benjy aufs College ginge. Sie ließ die Rechnung da, als Beweis.

Ihre Häuser waren nur ein dummer, kleiner Zeitvertreib, ein Hobby. Sie und Jacob hätten niemals genug Geld und weder genug Zeit noch Kraft für ein solches Projekt. Außerdem hatte sie sich lange genug mit Wohnarchitektur beschäftigt, um zu wissen, dass das Bestreben, ein paar zusätzliche Tröpfchen Glück herauszuquetschen, unweigerlich zur Zerstörung jenes Glücks führte, das man bereits genoss, aber leider nie zu würdigen wusste. So ist es immer: Eine neue Küche für \$ 40 000 wird zu einer neuen Küche für \$ 70 000 (weil jeder meint, kleine Unterschiede wären der große Unterschied), wird zu einer neuen Tür in den Garten (weil die neue

Küche heller sein soll), wird zu einem neuen Bad (weil der Bereich sowieso schon wegen Umbauarbeiten gesperrt ist), wird zu einer blödsinnigen Neuverkabelung des Hauses, das unbedingt smart sein soll (damit die Musik in der Küche mit dem Smartphone gesteuert werden kann), wird zu passiver Aggression, weil man sich nicht einigen kann, ob die neuen Bücherregale Beine haben sollen (um den Schmuckrand des Parkettfußbodens zu zeigen), und dann zu aktiver Aggression, deren Ursprung niemand mehr kennt. Man kann das perfekte Haus bauen, aber nicht darin leben.

gefällt dir meine zunge in deiner
engen möse?
zeig's mir
sperma auf meinen lippen

Kurz nach ihrer Heirat verbrachten sie eine Nacht in einer Pension in Pennsylvania. Sie teilten sich einen Joint – für beide war es der erste seit dem College –, lagen nackt im Bett und versprachen einander, alles zu teilen, ausnahmslos, ohne Rücksicht auf Scham oder Verlegenheit oder mögliche Verletzungen. Es schien das ehrgeizigste Versprechen zu sein, das zwei Menschen einander geben konnten. Das Aussprechen geheimster Wahrheiten fühlte sich an wie eine Offenbarung.

»Keine Ausnahmen«, sagte Jacob.

»Eine einzige würde alles untergraben.«

»Bettnässen. Solche Sachen.«

Julia ergriff Jacobs Hand und sagte: »Weißt du, wie sehr ich dich für ein solches Geständnis lieben würde?«

»Ich bin kein Bettnässer, nebenbei gesagt. Ich versuche nur, einen Rahmen vorzugeben.«

»Kein Rahmen. Das ist das Entscheidende.«

»Frühere sexuelle Erfahrungen?«, fragte Jacob, weil er ahnte, dass auch diese, in seinem Fall der wunde Punkt, geteilt werden mussten. Von Anfang an, ja selbst nachdem sein Verlangen, sie zu berühren oder berührt zu werden, erloschen war, hasste er die Vorstellung,

dass Julia von jemand anderem berührt wurde oder jemand anderen berührte. Männer, mit denen sie zusammen gewesen war, Lust, die sie gegeben und empfangen, Worte, die sie gestöhnt hatte. Eigentlich war er kein unsicherer Mensch, aber ähnlich wie jemand, der sein Trauma immer wieder neu durchleben muss, produzierte sein Gehirn fast zwanghaft die Vorstellung, dass sie mit anderen Männern Sex hatte. Ob sie das Gleiche zu ihnen sagte wie zu ihm? Warum empfand er derartige Wiederholungen als Hochverrat?

»Wäre natürlich nicht ohne«, sagte sie, »aber es geht doch darum, dass ich alles über dich wissen will. Dass du nichts unterdrückst.«

»Dann werde ich das nicht tun.«

»Und ich auch nicht.«

Der Joint wanderte ein paarmal hin und her und sie fühlten sich unglaublich mutig und jung.

»Was enthältst du mir jetzt vor?«, fragte sie leicht benommen.

»Jetzt? Gar nichts.«

»Aber du hast mir etwas vorenthalten?«

»Und also bin ich.«

Sie lachte. Sie liebte seine Schlagfertigkeit, die sonderbar tröstende Wärme seiner Assoziationen.

»Was hast du mir zuletzt vorenthalten?«

Er dachte darüber nach. Wenn er bekifft war, fiel ihm das Denken schwerer, das Teilen von Gedanken aber leichter.

»Okay«, sagte er. »Ist nur eine Kleinigkeit.«

»Ich will alles wissen.«

»Okay. Neulich waren wir in der Wohnung. Am Mittwoch, kann das sein? Und ich habe Frühstück für dich gemacht. Weißt du noch? Die Frittata mit Ziegenkäse.«

»Ja«, sagte sie und legte die Hand auf seinen Oberschenkel, »das war echt süß.«

»Ich habe dich ausschlafen lassen und heimlich Frühstück gemacht.«

Sie blies eine Rauchsäule aus, die ihre Form unwirklich lange hielt, und sagte: »Ich könnte jetzt Berge davon verdrücken.«

»Ich habe es getan, weil ich für dich da sein wollte.«

»Habe ich gespürt«, sagte sie, strich mit der Hand über seinen Oberschenkel, sorgte für einen Steifen.

»Und ich habe es auf dem Teller nett angerichtet. Mit dem kleinen Salat daneben.«

»Wie im Restaurant«, sagte sie und ergriff seinen Schwanz.

»Und nach dem ersten Bissen ...«

»Ja?«

»Wenn jemand etwas für sich behält, tut er das mit gutem Grund.«

»Wir sind nicht ›irgendjemand‹.«

»Okay. Gut, nach dem ersten Bissen hast du dich nicht bedankt und gesagt, wie lecker es ist, sondern gefragt, ob ich das Salz vergessen habe.«

»Ja, und?«, fragte sie und bewegte ihre Faust auf und ab.

»Und dann habe ich mich scheiße gefühlt.«

»Weil ich nach Salz gefragt habe?«

»Na ja, vielleicht nicht scheiße. Aber es hat mich geärgert. Oder enttäuscht. Wie auch immer – ich habe es für mich behalten.«

»War doch nur eine sachliche Frage.«

»Das fühlt sich gut an.«

»Gut, mein Liebster.«

»Aber kannst du verstehen, dass ich deine Frage nach dem Salz nicht als dankbar, sondern als kritisch empfunden habe, nachdem ich mich so für dich angestrengt hatte?«

»Du findest es anstrengend, Frühstück für mich zu machen?«

»Es war ein besonderes Frühstück.«

»Fühlt sich das gut an?«

»Total gut.«

»Also sollte ich in Zukunft die Bemerkung, dass Salz fehlt, lieber für mich behalten?«

»Sollte ich etwa meine Verletzung für mich behalten?«

»Deine *Enttäuschung*.«

»Ich könnte schon kommen.«

»Dann komm.«

»Ich will noch nicht kommen.«

Sie drosselte das Tempo, lockerte ihren Griff.

»Was enthältst du mir gerade vor?«, fragte er. »Und behaupte nicht, du seiest nicht verletzt, verärgert und enttäuscht, weil ich verletzt, verärgert und enttäuscht war, denn das kannst du nicht verbergen.«

Sie lachte.

»Und?«

»Ich enthalte dir gar nichts vor«, sagte sie.

»Denk nach.«

Sie schüttelte lachend den Kopf.

»Was denn?«

»Du hast im Auto ›All Apologies‹ gesungen und dabei ständig die Worte ›I can see from shame‹ benutzt«, sagte sie.

»Ja, und?«

»Die Zeile geht anders.«

»Wie denn?«

»›Aqua sea foam shame‹.«

»Was?«

»Aber genau.«

»*Aqua. Sea foam. Shame?*«

»Das schwöre ich auf die Bibel der Juden.«

»Du meinst also, meine absolut sinnvollen Worte – für sich genommen und in ihrem Zusammenhang sinnvoll – seien in Wahrheit nur ein unbewusster Ausdruck meines unterdrückten Was-auch-immer und Kurt Cobain habe eigentlich die Wörter *aqua sea foam shame* aneinandergereiht?«

»Genau das meine ich.«

»Tja, das kann ich nicht glauben. Gleichzeitig ist mir die Sache aber total peinlich.«

»Das muss dir nicht peinlich sein.«

»Der Spruch funktioniert immer, wenn jemandem etwas peinlich ist.«

Sie lachte.

»Das zählt eigentlich nicht«, sagte er. »Das ist amateurhaftes Vorhalten. Rück mit etwas Gehaltvollerem raus.«

»Gehaltvoll?«

»Mir zuliebe. Etwas richtig Heikles.«

Sie lächelte.

»Was?«, fragte er.

»Nichts.«

»Was?«

»Nichts.«

»Klingt aber nach *etwas*.«

»Okay«, sagte sie. »Ich enthalte dir etwas vor. Etwas richtig Heikles.«

»Bestens.«

»Aber ich glaube, ich bin noch nicht so weit, dergleichen zu teilen.«

»Das war schon der Tod der Dinosaurier.«

Sie drückte sich ein Kissen auf das Gesicht, spreizte die Beine.

»Bin doch nur ich«, sagte er.

»Okay«, seufzte sie. »Okay. Gut. Wir liegen hier rum, bekifft und nackt, und ich hatte gerade ein Verlangen.«

Instinktiv griff er zwischen ihre Beine und merkte, dass sie schon feucht war.

»Heraus damit«, sagte er.

»Ich schaffe es nicht.«

»Doch, du schaffst das.«

Sie lachte.

»Schließ die Augen«, sagte er. »Das hilft.«

Sie schloss die Augen.

»Nein«, sagte sie. »Hilft nicht. Vielleicht, wenn du die Augen schließt?«

Er schloss die Augen.

»Ich habe dieses Verlangen. Ich weiß nicht, wieso. Ich kenne die Quelle nicht.«

»Aber du hast es.«

»Ja.«

»Sag's mir.«

»Da ist dieses Verlangen.« Sie lachte wieder und schmiegte ihr Gesicht in seine Armbeuge. »Ich will meine Beine spreizen, und ich

will, dass du den Kopf senkst und meine Muschi anschaust, bis ich komme.«

»Nur anschauen?«

»Keine Finger. Keine Zunge. Ich will durch deinen Blick kommen.«

»Mach die Augen auf.«

»Du auch.«

Er sagte kein Wort, gab keinen Laut von sich. Dann rollte er sie kraftvoll, aber nicht brutal auf den Bauch. Er ahnte, dass ihr Verlangen wuchs, weil sie nicht sehen konnte, wie er sie anstarrte. Sie wollte sich dieser letzten Sicherheit begeben, und ihr Stöhnen verriet ihm, dass er recht hatte. Er schob sich abwärts. Er spreizte ihre Beine, drückte sie noch weiter auseinander. Er schob sein Gesicht so nahe an sie heran, dass er sie riechen konnte.

»Schaust du mich an?«

»Ja.«

»Gefällt dir, was du siehst?«

»Ich begehre, was ich sehe.«

»Aber du darfst mich nicht anfassen.«

»Tue ich nicht.«

»Du kannst dir einen runterholen, während du guckst.«

»Mache ich.«

»Du willst ficken, was du betrachtest.«

»Na klar.«

»Aber du darfst nicht.«

»Nein.«

»Du willst fühlen, wie feucht ich bin.«

»Will ich.«

»Aber du darfst nicht.«

»Aber ich darf hinschauen.«

»Aber du siehst nicht, wie eng ich kurz vor dem Orgasmus bin.«

»Nein, sehe ich nicht.«

»Sag mir, wie ich aussehe, und ich komme.«

Sie kamen gleichzeitig, ohne sich zu berühren, und hier hätte Schluss sein können. Sie hätte sich herumdrehen, ihren Kopf auf

seine Brust betten können. Beide wären vielleicht eingeschlafen. Aber dann geschah etwas: Sie sah ihn an, hielt seinen Blick und schloss dann die Augen. Jacob schloss die Augen. Und hier hätte Schluss sein können. Sie hätten einander im Bett erkunden können, aber Julia stand auf und erkundete das Zimmer. Jacob sah sie nicht – er glaubte, die Augen nicht öffnen zu dürfen –, hörte sie aber. Er stand auch auf, wortlos. Sie berührte die Bank vor dem Bett, den Schreibtisch und die Tasse mit Stiften, die Quasten der Vorhangkordeln. Er berührte den Spion in der Tür, sie berührte den Schalter des Deckenventilators, er drückte die Handfläche auf die warme Oberseite des Mini-Kühlschranks.

Sie sagte: »Ich verstehe dich.«

Er sagte: »Ich dich auch.«

Sie sagte: »Ich liebe dich, Jacob, wirklich. Aber bitte sag nur: ›Ich weiß‹.«

Er sagte: »Ich weiß«, tastete sich an der Wand und den zusammengelegten Quilts entlang, bis er den Lichtschalter erreichte. »Ich glaube, ich habe uns gerade in Dunkel getaucht.«

Ein Jahr später war Julia schwanger mit Sam. Danach mit Max. Danach mit Benjy. Ihr Körper veränderte sich, nicht aber Jacobs Verlangen. Was sich wandelte, war der Umfang dessen, was sie einander verschwiegen. Sie hatten weiter Sex, nur bedurfte das, was einst spontan passiert war, eines äußeren Anstoßes (Trunkenheit, *Blau ist eine warme Farbe* auf Jacobs Laptop im Bett, Valentinstag) oder des Abschüttelns von Verlegenheit und der Angst, sich zu blamieren, was zu starken Orgasmen, aber nicht zu Küssen führte. Sie sagten immer noch Dinge, die, zumal kurz nach dem Kommen, so demütigend waren, dass sie kurz verschwinden und ein überflüssiges Glas Wasser holen mussten. Sie stellten sich beim Onanieren immer noch den jeweils anderen vor, nur dass ihre Fantasien vom Alltagsleben weit entfernt waren. Trotzdem mussten sie sogar die Erinnerung an die Nacht in Pennsylvania verdrängen, weil diese einem waagerechten Strich auf dem Türrahmen glich: *Schau mal, so sehr haben wir uns verändert.*

Jacob hatte Wünsche, und diese galten Julia. Aber die Möglichkeit, sein Verlangen zu teilen, nahm in dem Maße ab, in dem Julias

Bedürfnis stieg, darüber zu reden, und ihr ging es genauso. Sie liebten die Gesellschaft des anderen und hätten sie immer dem Alleinsein oder der Gesellschaft einer dritten Person vorgezogen, aber je mehr Trost sie gemeinsam fanden, je mehr Leben sie teilten, desto stärker entfremdeten sie sich ihrem Innenleben.

Anfangs stürzten sie sich stets aufeinander oder gemeinsam auf die Welt. Jedes Kind will sehen, wie die Markierungen auf der Türzarge immer höher wandern, aber wie viele Paare sind imstande, Stillstand als Fortschritt zu begreifen? Wie viele schaffen es, ihr Einkommen zu steigern, ohne sich zu fragen, was man von dem Geld kaufen könnte? Wie viele, die sich dem Ende der Zeit nähern, in der man Nachwuchs bekommen kann, sind sich darüber im Klaren, dass sie die richtige Anzahl von Kindern bereits haben?

Jacob und Julia gehörten nicht zu den Menschen, die sich aus Prinzip gegen Konventionen stemmen, hätten aber nicht erwartet, jemals so konventionell zu werden: Sie kauften ein zweites Auto (und eine zweite Autoversicherung); traten einem Fitnessstudio mit zwanzig Seiten Kursangebot bei; machten die Steuererklärung nicht mehr selbst; ließen hin und wieder eine Flasche Wein zurückgehen; kauften ein Haus mit Doppelwaschbecken (und Gebäudeversicherung); verdoppelten die Menge ihrer Toilettenartikel; ließen für ihre Mülltonnen eine Umfassung aus Teakholz bauen; ersetzten ihren Herd durch ein schickeres Modell; bekamen ein Kind (und schlossen eine Lebensversicherung ab); bestellten Vitamine aus Kalifornien und Matratzen aus Schweden und kauften Bio-Kleidung, deren Preis sich natürlich durch das häufige Tragen amortisierte. Es war Zeit für ein weiteres Kind. Also bekamen sie ein zweites Kind. Sie überlegten, ob ein Teppich an Wert verlieren würde, wussten stets, was am besten war (Miele-Staubsauger, Vitamix-Mixer, Misono-Messer, Farbe von Farrow and Ball), verputzten freudianische Mengen von Sushi und arbeiteten noch härter, um die Besten der Gegend bezahlen zu können, die sich um die Kinder kümmerten, während sie arbeiteten. Sie bekamen ein weiteres Kind.

Ihre Innenleben wurden unter all dem Leben begraben – nicht nur wegen der Zeit und Kraft, die eine fünfköpfige Familie kos-

tet, sondern auch was jene Muskeln betraf, die man stärken musste, und jene, die verkümmerten. Julias unerschütterliche Ruhe im Umgang mit den Kindern erinnerte am Ende an Eselsgeduld, während ihre Fähigkeit, ihrem Mann Leidenschaft zu vermitteln, auf das Niveau von Gedichten des Tages in SMS-Form schrumpfte. Jacobs Zaubertrick, Julia den BH auszuziehen, ohne die Hände zu benutzen, wurde durch die deprimierend beeindruckende Fingerfertigkeit ersetzt, mit der er ein Reisebett für Kinder auseinanderfaltete, während er es die Treppe hinauftrug. Julia konnte die Fingernägel Neugeborener mit den Zähnen stutzen, während des Stillens eine Lasagne zubereiten, Splitter schmerzlos ohne Pinzette entfernen, die Kinder um den Läusekamm betteln lassen und sie durch eine Massage des dritten Auges zum Einschlafen bringen – wusste ihren Mann aber nicht mehr anzufassen. Jacob brachte den Kindern den Unterschied zwischen *das Gleiche* und *dasselbe* bei, wusste aber nicht mehr mit seiner Frau zu sprechen.

Sie widmeten sich ihrem Innenleben getrennt voneinander. Julia entwarf zu ihrem Vergnügen Häuser; Jacob arbeitete an seiner Bibel und kaufte ein zweites Handy, doch entstand ein zerstörerischer Teufelskreis: Wegen Julias Unfähigkeit, Leidenschaft zu zeigen, fragte sich Jacob immer häufiger, ob er überhaupt begehrt wurde, und seine wachsende Angst davor, dumm dazustehen, vergrößerte den Abstand zwischen Julias Hand und seinem Körper noch weiter, zumal ihm die Worte fehlten, um dies anzusprechen. Verlangen wurde zur Bedrohung – einem Feind – ihres häuslichen Lebens.

Als Max im Kindergarten war, verschenkte er alles. Jeder Freund, der zum Spielen vorbeikam, ging unausweichlich mit einem Plastikauto oder Plüschtier. Wenn er Geld hatte – auf dem Bürgersteig entdeckte Münzen, einen Fünfdollarschein, den ihm sein Großvater als Belohnung für ein kluges Argument gegeben hatte –, bot er es in der Supermarktschlange Julia an oder offerierte es Jacob vor einer Parkuhr. Er forderte Sam auf, sich bei seinem Nachttisch zu bedienen. »Na los«, sagte er, wenn Sam ablehnte. »Hau rein.«

Max reagierte nicht auf die Bedürfnisse anderer, denn wie alle Kinder verstand er, diese zu ignorieren. Er war auch nicht großzü-

gig – das hätte ein Verständnis des Gebens vorausgesetzt, und genau das fehlte ihm. Jeder Mensch hat eine Pipeline, durch die er in die Welt entlässt, was er mit anderen teilen will und kann, und durch die er aus der Welt aufnimmt, was er aushalten will und kann. Die Leitung von Max war nicht größer als normal, sie war bloß viel zu durchlässig.

Was für Jacob und Julia zunächst ein Anlass für Stolz gewesen war, wurde ein Anlass zur Sorge. Max würde am Ende mit gar nichts dastehen. Also versuchten sie behutsam, ihm eine Vorstellung vom Wert und der Endlichkeit der Ressourcen zu vermitteln, ohne ihm das Gefühl zu geben, dass mit ihm etwas nicht stimme. Anfangs sträubte er sich dagegen – »Gibt immer noch mehr« –, aber mit der Zeit begriff er, wie Kinder das tun, dass seine Art zu leben irgendwie falsch war.

Der Vergleich von Werten wurde für ihn zu einer Besessenheit. »Bekommt man für vierzig Autos ein Haus?« (»Kommt auf das Haus und die Autos an.«) Oder: »Hättest du lieber eine Hand voller Diamanten oder ein Haus voller Silber? Eine Hand, so groß wie deine, ein Haus, so groß wie dieses.« Er begann zwanghaft zu tauschen: Spielzeuge mit Freunden, Habseligkeiten mit Sam, Handlungen mit seinen Eltern. (»Darf ich zwanzig Minuten länger aufbleiben, wenn ich die Hälfte vom Kohl aufesse?«) Er wollte wissen, was der bessere Beruf sei, Musiklehrer oder Fahrer bei FedEx, und wurde brummig, als seine Eltern seine Verwendung des Wortes *besser* infrage stellten. Er wollte wissen, ob es okay sei, dass sein Dad das Extra-Zoo-ticket für seinen Freund Clive bezahlte. »Ich vergeude mein Leben!«, rief er, wenn er sich langweilte. Eines Morgens krabbelte er in aller Herrgottsfrühe zu seinen Eltern ins Bett, um zu fragen, ob man dann tot sei.

»Wann denn, mein Kleiner?«

»Wenn man nichts mehr hat.«

Jacobs und Julias Unterdrückung sexueller Bedürfnisse war die primitivste und frustrierendste, aber keineswegs die schädlichste Möglichkeit, sich zu entziehen. Die Entfremdung – vom anderen, von sich selbst – bahnte sich in viel kleineren, subtileren Schritten

an. Im Reich der Tat kamen sie einander stetig näher – kommunizierten verbal oder per SMS immer effektiver, räumten gemeinsam das Chaos auf, das ihre Kinder hinterließen –, doch emotional geschah das Gegenteil.

Einmal kaufte Julia Reizwäsche. Sie hatte ihre Hand auf den weichen Stapel gelegt – nicht, weil sie interessiert gewesen wäre, sondern weil sie wie ihre Mutter dem Drang, Dinge anzufassen, nicht widerstehen konnte. Sie zog fünfhundert Dollar aus einem Geldautomaten, damit die Summe nicht auf der Kreditkartenabrechnung auftauchte. Sie wollte Jacob die Wäsche zeigen und versuchte, eine passende Gelegenheit zu finden oder zu schaffen. Eines Abends, die Kinder schliefen schon, zog sie den Slip an. Sie wollte nach unten gehen, die Kappe auf Jacobs Stift stecken und ihm wortlos signalisieren: *Schau mal, so kann ich aussehen*. Aber sie brachte es nicht fertig. Sie zog die Wäsche nicht vor dem Zubettgehen an, weil sie befürchtete, er würde nichts bemerken, und breitete sie auch nicht auf dem Bett aus, damit er sie sah und sich danach erkundigte. Und zurückbringen konnte sie die Wäsche genauso wenig.

Einmal schrieb Jacob eine Zeile, die er für seine gelungenste überhaupt hielt. Er wollte sie Julia zeigen – nicht, weil er stolz auf sich gewesen wäre, sondern um zu testen, ob er noch wie früher zu ihr durchdringen und sie zu einem Satz wie »Du bist mein Autor« veranlassen konnte. Er nahm die Seiten mit in die Küche und legte sie umgedreht auf den Tresen.

»Wie läuft's?«, fragte sie.

»Läuft schon«, sagte er auf genau jene Art, die er am meisten hasste.

»Fortschritte?«

»Ja, weiß aber nicht, ob es in die richtige Richtung geht.«

»Gibt es eine richtige Richtung?«

Er hätte gern gesagt: »Sag einfach: ›Du bist mein Autor.««

Doch er konnte die nicht vorhandene Entfernung nicht überbrücken. Das schiere Ausmaß ihres geteilten Lebens machte es unmöglich, ihre Einzigartigkeit zu teilen. Sie brauchten eine Distanz, die keine Mauer, sondern ein Lockruf war. Und als Jacob am nächsten

Morgen wieder auf die Zeile schaute, stellte er überrascht und betrübt fest, dass sie immer noch großartig war.

Einmal wusch sich Julia im Badezimmer ihre Hände, nachdem sie wieder einmal Argus' Kot beseitigt hatte, und als sie den Blick auf die Seifenschäumnetze zwischen ihren Fingern senkte, flackerte die Wandlampe, erlosch aber nicht, und Julia wurde unversehens von Traurigkeit überwältigt, grundlos und wie aus dem Nichts, aber von geradezu strafender Schwere. Sie hätte diese Traurigkeit gern mit Jacob geteilt – nicht, weil sie hoffte, dass er verstand, was ihr unverständlich war, sondern weil sie hoffte, er würde ihr helfen, eine Bürde zu tragen, die zu schwer für sie war. Aber die nicht vorhandene Entfernung war zu groß. Argus hatte auf sein Bett gekackt und war entweder zu faul, um sich zu bewegen, oder hatte es nicht gemerkt. Jedenfalls waren Flanke und Schwanz eingekotet, und während Julia sein Fell mit Shampoo und dem feuchten T-Shirt eines vergessenen Fußballteams säuberte, das einst Herzen gebrochen hatte, sagte sie zu ihm: »Halb so wild. Alles gut. Bin fast fertig.«

Einmal erwoch Jacob, für Julia eine Brosche zu kaufen. Es hatte ihn in die Connecticut Avenue verschlagen, und dort in einen jener Läden, die Salatschüsseln aus wiederverwertetem Holz und Salatbestecke mit Horngriff anbieten. Er wollte nichts kaufen, und es stand kein Anlass zum Schenken bevor. Die Frau, mit der er zum Lunch verabredet war, saß laut einer SMS hinter einem Müllfahrzeug fest, er hatte vergessen, Buch oder Zeitung mitzunehmen, und weil bei Starbucks jeder Platz von jemandem besetzt war, der sein schwindendes Leben aushauchen würde, bevor er sein erschwindeltes Leben zu Papier gebracht hätte, hatte Jacob keine Chance, sich in sein superflaches Handy zu vertiefen.

»Finden Sie das Stück hübsch?«, fragte er die Frau auf der anderen Seite der Vitrine. »Bitte keine Gegenfrage.«

»Oh ja, sehr«, sagte sie.

»War nicht anders zu erwarten.«

»Das mag ich nicht.« Sie zeigte auf ein Armband.

»Ist eine Brosche, richtig?«

»Ja. Der Silberabguss eines echten Zweiges. Unikat.«

»Und das sind Opale?«

»Genau.«

Er ging in eine andere Abteilung, begutachtete ein mit Intarsien verziertes Schneidebrett und kehrte dann zur Brosche zurück. »Ist ganz schön, stimmt. Aber etwas überkandidelt, oder?«

»Gar nicht«, sagte die Verkäuferin, holte die Brosche aus dem Kästchen und legte sie auf ein mit Samt ausgeschlagenes Tablett.

»Tja, vielleicht«, sagte Jacob, ohne die Brosche anzurühren.

War sie hübsch? Er fand es riskant. Waren Broschen modern? War sie vielleicht auf eine kitschige Art symbolisch? Würde sie in einem Schmuckkästchen verschwinden und dann an die Partnerin einer seiner Jungs vererbt werden, die sie auch in ein Kästchen tat, um sie später ebenfalls weiterzureichen? War der Preis von \$ 750 angemessen? Die Summe war okay, aber er befürchtete, einen Fehlgriff zu tun – wenn er es wagte und scheiterte, wäre das peinlich. Ein ausgestreckter Arm bricht leichter als ein angewinkelter. Nach dem Lunch ging Jacob zurück in den Laden.

»Verzeihen Sie, wenn ich nerve«, sagte er zu der Verkäuferin, die ihn beraten hatte, »aber wären Sie so nett, die Brosche anzustecken?«

Sie befestigte sie an ihrer Bluse.

»Sie ist nicht zu schwer? Zieht sie den Stoff runter?«

»Sie ist ziemlich leicht.«

»Und nicht zu ausgefallen?«

»Sie passt sowohl zu einem Kleid als auch zu Jacke oder Pullover.«

»Würden Sie sich über ein solches Geschenk freuen?«

Abstand erzeugt Abstand, aber wie konnte der Abstand entstehen, was war der Grund? Es hatte weder Tötlichkeiten noch Grausamkeiten gegeben, nicht einmal Gleichgültigkeit. Der Ursprung des Abstands war Nähe: die Unfähigkeit, ein Schamgefühl zu überwinden, ausgelöst von tief verborgenen Bedürfnissen, die auf Erden keinen Platz mehr hatten.

gib mir deinen saft
und du kriegst meinen schwanz

Julia konnte nur in aller Stille darüber nachdenken, wie ihr eigenes Zuhause aussähe. Was sie gewinnen oder verlieren würde. Würde sie es ertragen, die Kinder nicht mehr jeden Morgen und jeden Abend zu sehen? Und was, wenn sie merkte, dass sie diese Frage *bejahen* konnte? In sechseinhalb Millionen Minuten würde sie genau das tun müssen. Niemand wirft einer Mutter vor, dass sie ihre Kinder aufs College gehen lässt. Loslassen war kein Verbrechen. Ein Verbrechen war es, sich für das Loslassen zu entscheiden.

du hast es nicht verdient, in den
arsch gefickt zu werden

Wenn sie sich ein neues Leben aufbaute, würde Jacob dasselbe tun. Er würde wieder heiraten. Männer machen das so. Sie kommen darüber hinweg und ziehen weiter. Immer. Gut möglich, dass er die erstbeste Frau heiratete. Er verdiente eine Frau, die keine Fantasiehäuser für Singles entwarf. Nicht dass er Julia verdient hätte, aber er hatte etwas Besseres als Julia verdient. Eine Frau, die nach dem Erwachen nicht vor ihm zurückschreckte, sondern sich hingab. Eine, die das Essen nicht erst beschnupperte. Eine, die Haustiere nicht als Klotz am Bein empfand, die einen Kosenamen für ihn hatte und in der Gegenwart seiner Freunde Witze darüber riss, wie gern sie sich von ihm vögeln ließ. Eine neue, offene Pipeline zu einem neuen Menschen, und sollte die Beziehung letztendlich zum Scheitern verurteilt sein, dann wäre dem wenigstens eine glückliche Zeit vorausgegangen.

jetzt verdienst du es, in den arsch
gefickt zu werden

Sie brauchte einen freien Tag. Sie hätte am liebsten nicht gewusst, was sie mit der Zeit anfangen sollte, wäre gern ziellos durch den Rock Creek Park geschlendert, hätte gern ein Essen genossen, das ihre Kinder niemals toleriert hätten, hätte gern etwas Längeres und Tiefsinnigeres gelesen als einen schmalen Randartikel über die

optimale Ordnung von Gefühlen oder Gewürzen. Aber ihre Kunden brauchten Hilfe bei der Auswahl von Türbeschlägen. Das musste natürlich an einem Samstag sein, denn wann sonst hatten Leute, die sich Maßarbeit leisten konnten, schon die Zeit, sich Muster anzuschauen? Eigentlich idiotisch, dass man Hilfe bei der Auswahl von Türbeschlägen brauchte, aber Mark und Jennifer waren stets hilflos, wenn es darum ging, ihren Mangel an gutem Geschmack auszugleichen, und ein Türgriff war so banal und symbolisch zugleich, dass er reiflicher Überlegung bedurfte.

Die Tatsache, dass Mark und Jennifer die Eltern eines Freundes von Sam waren, Jacob und Julia deshalb als *ihre* Freunde betrachteten und hinterher bestimmt einen Kaffee trinken wollten, um »auf den neuesten Stand« gebracht zu werden, machte die Sache nicht besser. Julia mochte die beiden und empfand sie, soweit sie sich für familienexterne Bande begeistern konnte, als Freunde, nur konnte sie wenig Begeisterung aufbringen. Wenigstens nicht solange sie, was sie selbst betraf, nicht auf dem neuesten Stand war.

Irgendjemand musste eine Methode erfinden, wie man Menschen nahe sein konnte, ohne sie zu sehen, mit ihnen zu telefonieren, Briefe, E-Mails oder SMS zu schreiben (und zu lesen). Wussten denn nur Mütter, wie kostbar Zeit war? Dass sie an allen Ecken und Enden fehlte? Und man kann sich nicht kurz auf einen Kaffee treffen, zumal und vor allem mit Leuten, die man selten sieht, weil man eine halbe Stunde bis zum Café braucht (mit Glück) und eine halbe Stunde zurück (wieder mit Glück), ganz zu schweigen von den zwanzig Minuten, die es dauert, bis man endlich zur Tür hinaus ist. Ein kurzes Kaffeetrinken schlägt im olympischen Szenario am Ende mit fünfundvierzig Minuten zu Buche. Dazu das grässliche Geschwafel in der hebräischen Schule, und in knapp zwei Wochen wären die Israelis da, und natürlich gäbe es Hilfe, nur fühlte sich Hilfe ungut, ja sogar beschämend an.

Lebensmittel kann man online bestellen und liefern lassen, aber das glich einem Versagen, einem Verzicht auf mütterliche Pflichten – mütterliche Privilegien. Zum entlegenen Laden mit den guten Produkten fahren, eine Avocado auswählen, die die perfekte Reife

hätte, darauf achten, dass sie in der Tüte nicht zerdrückt wird und die Tüte nicht im Einkaufswagen zerdrückt wird ... das ist Aufgabe einer Mutter. Keine Aufgabe, sondern eine Freude. Und wenn sie die Aufgabe bewältigen konnte, sich aber nicht freute?

Sie wusste nie, wie sie mit dem Bedürfnis nach mehr Zeit, Raum, Ruhe umgehen sollte. Mit Mädchen wäre es vielleicht anders, aber sie hatte Jungs. Sie versuchte ein Jahr lang, sich zu behaupten, aber nach einem schlaflosen Urlaub war sie der Körperlichkeit ihrer Söhne ausgeliefert: ihrem Geschrei, ihren Kämpfen, dem Tischgetrommel, dem Wettfurzen, der endlosen Erkundung ihrer Hodensäcke. Sie liebte es, alles, brauchte aber Zeit, Raum, Ruhe. Vielleicht wäre es besser gewesen, Mädchen zu bekommen, vielleicht wären diese besonnener, nicht so triebhaft, aufbauender, weniger animalisch. Schon beim Gedanken daran empfand sie sich als Rabenmutter, obwohl sie sehr genau wusste, dass sie eine gute Mutter war. Warum war es dann so schwierig? Manche Frauen gäben ihr letztes Hemd, um Dinge zu tun, die sie hassten. Jeder Segen, der den unfruchtbaren biblischen Heldinnen verheißen wurde, war wie Regen in Julias offene Hände gefallen. Und ihr durch die Finger geronnen.

ich will mein sperma aus deinem
arsch lecken

Sie traf sich mit Mark in der Metallwarenabteilung. Diese war elegant, diese war abscheulich, und in einer Welt, in der die Leichen syrischer Kinder an Strände gespült wurden, war so etwas unethisch, auf jeden Fall vulgär. Doch Julias Aufträge lohnten sich.

Bei ihrem Eintreffen hantierte Mark schon mit Mustern. Er sah gut aus: gestutzter, grau melierter Bart, bewusst legere Kleidung, die es nicht im Dreierpack gab. Er strahlte das physische Selbstvertrauen eines Mannes aus, der zu keinem Zeitpunkt seinen Kontostand auf \$ 100 000 genau hätte angeben können. Das war nicht attraktiv, aber auch nicht zu vernachlässigen.

»Julia.«

»Mark.«

»Wir leiden offenbar nicht an Alzheimer.«

»Was ist Alzheimer?«

Ein unschuldiger Flirt war so erfrischend – der sanfte Kitzel der Sprache, das sanfte Kitzeln des Egos. Sie flirtete gut, und sie mochte es, hatte es immer gemocht, im Laufe ihrer Ehe jedoch Schuldgefühle deswegen entwickelt. Sie wusste, dass es ein harmloses Spiel war, und wünschte auch Jacob dieses Vergnügen, aber sie kannte seine irrationale, unbändige Eifersucht. Und so nervig diese sein konnte – sie wagte nie, von früheren romantischen oder sexuellen Erlebnissen zu erzählen, und sah sich gezwungen, jedes aktuelle Erlebnis, das auch nur ansatzweise Anlass zu Missverständnissen hätte geben können, glasklar zu erklären –, die Eifersucht gehörte zu ihm und sie wollte ihn nicht verletzen.

Außerdem war diese Eifersucht ein Teil dessen, was sie anzog. Seine sexuelle Unsicherheit war so groß, dass sie eine sehr tiefe Ursache haben musste. Obwohl sie manchmal meinte, ihn durch und durch zu kennen, begriff sie niemals, woher dieses unersättliche Bedürfnis nach Bestätigung rührte. Wenn sie wieder einmal bewusst eine Harmlosigkeit verschwie, die sein empfindliches Gleichgewicht gestört hätte, sah sie ihren Mann liebevoll an und dachte: *Was hast du erlebt?*

»Entschuldige die Verspätung«, sagte sie und richtete ihren Kragen. »Sam hatte Ärger im Religionsunterricht.«

»Oy wey.«

»Ich bin jedenfalls hier. Körperlich und geistig.«

»Vielleicht sollten wir zuerst den Kaffee trinken?«

»Ich versuche, darauf zu verzichten.«

»Warum das?«

»Zu abhängig.«

»Ist nur ein Problem, wenn kein Kaffee da ist.«

»Und Jacob meint ...«

»Ist nur ein Problem, wenn Jacob da ist.«

Julia kicherte, ohne recht zu wissen, ob sie sich über seinen Witz oder ihre mädchenhafte Unfähigkeit amüsierte, seinem jungenhaften Charme zu widerstehen.

»Ich finde, wir sollten uns das Koffein verdienen«, sagte sie und nahm ihm den Türknauf aus Bronze ab, den er malträtierte.

»Ich habe Neuigkeiten«, sagte Mark.

»Ich auch. Wollen wir nicht auf Jennifer warten?«

»Wollen wir nicht. Und das ist meine Neuigkeit.«

»Wie meinst du das?«

»Jennifer und ich lassen uns scheiden.«

»Was?«

»Wir sind schon seit Mai getrennt.«

»Du hast *scheiden* gesagt.«

»Wir *haben* uns getrennt. Wir *werden* geschieden.«

»Nein«, sagte sie und malträtierte nun ihrerseits den Türknauf, »habt ihr nicht.«

»Was haben wir nicht?«

»Euch getrennt.«

»Oh doch.«

»Aber ihr wart zusammen. Wir waren gemeinsam im Kennedy Center.«

»Wir haben ein Theaterstück angeschaut.«

»Ihr habt gelacht und einander berührt. Das habe ich *gesehen*.«

»Wir sind Freunde. Freunde lachen.«

»Aber sie berühren einander nicht.«

Mark berührte Julia an der Schulter. Sie zuckte reflexartig zurück, was beiden ein Lachen entlockte.

»Wir sind Freunde, die verheiratet waren«, sagte er.

Julia schob eine Haarsträhne hinters Ohr und erwiderte: »Die noch verheiratet *sind*.«

»Und es in Kürze nicht mehr sein werden.«

»Ich halte das für falsch.«

»*Falsch?*«

»Was da läuft.«

Er hielt ihr die ringlose Hand hin: »Das geht schon so lange so, dass sich der Ring nicht mehr abzeichnet.«

Eine magere Frau kam auf sie zu.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Vielleicht morgen.«

»Ich denke, wir sind bedient«, sagte Mark mit einem Lächeln, das Julia als ebenso flirtend empfand wie jenes, das ihr gegolten hatte.

»Ich bin dort drüben«, sagte die Frau.

Julia legte den Knauf etwas zu heftig weg und griff nach einem anderen, einem rostfreien Oktagon – lächerlich aufwendig, abstoßend männlich.

»Tja, Mark ... Mir fehlen die Worte.«

»Wie wäre es mit Glückwünschen?«

»*Glückwünsche?*«

»Aber sicher.«

»Das fände ich vollkommen unangebracht.«

»Geht doch darum, wie *ich* es finde.«

»Glückwünsche? Im Ernst?«

»Ich bin jung. Gerade noch so, aber doch.«

»Nicht gerade noch so.«

»Stimmt. Wir sind definitiv jung. Wären wir siebzig, dann sähe die Sache anders aus. Vielleicht sogar mit sechzig oder fünfzig. Dann würde ich vielleicht sagen: *So ist es nun mal. Das ist mein Los.* Aber ich bin vierundvierzig. Ein Großteil meines Lebens ist noch nicht gelebt. Und dasselbe gilt für Jennifer. Uns wurde klar, dass wir mit einem anderen Leben glücklicher wären. Ist doch gut so. Auf jeden Fall besser, als zu heucheln oder zu verdrängen oder so verantwortungsvoll eine Rolle zu spielen, dass man sich nie fragt, ob man die wirklich will. Ich bin noch jung, Julia, und ich wähle das Glück.«

»Glück?«

»Glück.«

»Wessen Glück?«

»Mein Glück. Und Jennifers ebenfalls. Unser Glück, aber getrennt.«

»Die Suche nach dem Glück ist die Flucht vor der Zufriedenheit.«

»Tja, mit ihr finde ich weder Glück noch Zufriedenheit. Und sie findet ihr Glück sowieso nicht mit mir.«

»Wo wäre es zu finden? Unter einem Sofakissen?«

»Unter ihrem Französischlehrer, um genau zu sein.«

»Heilige *Scheiße*«, sagte Julia und berührte ihre Stirn heftiger als beabsichtigt mit dem Türknauf.

»Reagierst du immer so auf gute Nachrichten?«

»Sie spricht doch gar kein Französisch.«

»Und jetzt wissen wir auch, warum.«

Julia sah sich nach der magersüchtigen Angestellten um. Alles, um Mark nicht anschauen zu müssen.

»Und dein Glück?«, fragte sie. »Welcher Sprachunterricht wird von dir zweckentfremdet?«

Er lachte. »Ich bin sehr froh, allein zu sein. Ich habe mein ganzes Leben mit anderen verbracht – Eltern, Freundinnen, Jennifer. Vielleicht will ich etwas anderes.«

»Einsamkeit kann hart sein.«

»Allein heißt nicht einsam.«

»Dieser Türknauf ist potthässlich.«

»Bist du verärgert?«

»Zu viel Kummer, zu wenig Kummer. Ist doch keine Raketentechnik.«

»Darum bleiben Raketentechniker ja bei der Raketentechnik.«

»Ich kann nicht glauben, dass du die Kinder mit keinem Wort erwähnst.«

»Das ist schmerzhaft.«

»Welchen Schaden sie nehmen werden. Welchen Schaden du nehmen wirst, wenn du sie nur noch die Hälfte der Zeit siehst.«

Sie drückte sich gegen den Schaukasten, krümmte sich ein wenig. Keine noch so große Veränderung der Körperhaltung würde ihr dieses Gespräch erleichtern, konnte aber wenigstens die Wucht abmildern. Julia legte den Knauf weg und griff nach einem anderen, der sich, um aufrichtig zu sein, nur mit dem Dildo vergleichen ließ, den sie vor sechzehn Jahren bei ihrem Junggesellinnen-Abschied bekommen hatte und der genauso wenig Ähnlichkeit mit einem Penis hatte wie dieser Knauf mit einem Knauf. Ihre Freundinnen lachten, und sie lachte, und vier Monate später, sie durchwühlte ihren Kleiderschrank nach einem immer noch eingeschweißten Matcha-Besen, den sie weiterverschenken wollte, fand sie ihn wieder und

probierte ihn aus, aus Langeweile oder hormonellen Gründen. Er brachte gar nichts. Zu trocken. Zu brav. Trotzdem war er das Einzige, was ihr beim Anblick dieses grotesken Türknaufes einfiel.

»Ich habe meinen inneren Monolog verloren«, sagte Mark.

»Deinen *inneren Monolog*?«, fragte Julia und grinste spöttisch.

»Genau.«

Sie drückte ihm den Knauf in die Hand. »Mark, dein innerer Monolog hat sich gemeldet. Er wurde in Nigeria von deinem Über-Ich geklaut und will 250 000 Dollar von dir, zahlbar bis heute Abend.«

»Klingt vielleicht blöd. Und ich klinge vielleicht egoistisch ...«

»Ja und ja.«

»... aber ich weiß nicht mehr, was *mich* ausmacht.«

»Du bist ein Erwachsener, Mark, keine Shel-Silverstein-Figur, die auf einem Baumstumpf sitzt, dessen Krone zu einer Datscha oder so verarbeitet wurde, und über ihre emotionalen Fehlritte nachgrübelt.«

»Je vehementer du protestierst«, sagte er, »desto überzeugter bin ich, dass du mir zustimmst.«

»Zustimmen? Was zustimmen? Hier geht es um *dein* Leben.«

»Hier geht es darum, dass man sich den lieben, langen Tag in Sorgen über die Kinder verbeißt und nachts in Endlosschleife über den Ehestreit nachdenkt, dem man aus dem Weg geht. Meinst du nicht, dass du allein eine glücklichere, ehrgeizigere und produktivere Architektin wärst? Und nicht so *erschöpft*?«

»Ich soll erschöpft sein?«

»Je mehr du mich auf die Schippe nimmst, desto sicherer ...«

»Natürlich wäre das so.«

»Und Urlaube? Fändest du sie allein nicht erholsamer?«

»Nicht so laut.«

»Weil sonst jemand merken könnte, dass du ein Mensch bist?«

Sie strich mit dem Daumen über die Oberseite des Knaufes.

»Natürlich würde ich meine Kinder vermissen«, sagte sie. »Du etwa nicht?«

»Das habe ich nicht gefragt.«

»Ja. Ich habe sie lieber bei mir und sie im Urlaub.«

»Gar nicht so einfach.«

»Weil du nie ausschlafen und kein einziges Essen genießen kannst oder am Strand auf einem Liegestuhl sitzt, den dein Rücken nie berührt, und auf deine Kinder aufpasst wie ein Schießhund?«

»Weil es eine einzigartige Erfüllung ist. Mein erster Gedanke am Morgen und mein letzter Gedanke am Abend gelten den Kindern.«

»Genau darum geht es mir.«

»Darum geht es *mir*.«

»Und wann denkst du an dich?«

»Wenn ich mir überlege, dass ich in einigen Jahrzehnten, die sich wie einige Stunden anfühlen werden, dem Tod allein ins Gesicht sehen muss, nur dass ich eben nicht allein sein werde, weil ich meine Familie habe.«

»Das falsche Leben zu leben ist schlimmer, als den falschen Tod zu sterben.«

»Ist nicht wahr! Ich hatte gestern Abend den gleichen Glückskeks!«

Mark beugte sich zu Julia.

»Erzähl mir nicht«, sagte er, »dass du deine Zeit und deine Gedanken nicht gern wieder für dich hättest. Du sollst ja nicht schlecht über deinen Mann oder deine Kinder reden. Wir können wohl voraussetzen, dass dir nichts anderes jemals auch nur halb so viel bedeutet hat und dass dir nichts mehr bedeutet. Ich möchte weder die Antwort hören, die du geben willst, noch die, die du meinst, geben zu müssen. Ich weiß, dass man sich gegen den Gedanken sträubt und nicht darüber sprechen mag. Aber mal ehrlich: Wärest du allein nicht glücklicher?«

»Glück scheint für dich das Höchste zu sein.«

»Nein. Ich frage nur, ob du allein glücklicher wärest.«

Natürlich sah sie sich nicht zum ersten Mal mit dieser Frage konfrontiert, nur wurde sie ihr zum ersten Mal von einem Gegenüber gestellt, und sie konnte ihr zum ersten Mal nicht ausweichen. Wäre sie allein glücklicher? *Ich bin Mutter*, dachte sie – keine Antwort auf die Frage und ebenso wenig ihr Höchstes wie das Glück, aber die wichtigste Stütze ihrer Identität. Sie hatte keine Zusatz-

leben, die sie mit ihrem Leben hätte vergleichen, kein paralleles Alleinsein, an dem sie ihr Alleinsein hätte messen können. Sie tat einfach, was sie für richtig hielt. Führte das Leben, das sie für richtig hielt.

»Nein«, sagte sie. »Ich wäre allein nicht glücklicher.«

Er strich mit den Fingern über einen platonisch kugelförmigen Knauf und sagte: »Dann hast du alles, was dein Herz begehrt. Du Glückliche.«

»Ja. Ich Glückliche. Ich schätze mich glücklich.«

Nachdem Mark das kalte Metall ein paar endlose Sekunden betastet hatte, fragte er: »Und?« Er legte den Knauf auf den Tresen.

»Und was?«

»Und deine Neuigkeiten?«

»Wovon redest du?«

»Du hast auch Neuigkeiten angekündigt.«

»Ach ja«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keine Neuigkeiten.«

Sie hatte tatsächlich keine. Sie hatte mit Jacob überlegt, sich nach einem Haus auf dem Land umzuschauen. Etwas Kleines, ein Anlass zum Herumspinnen. Eigentlich hatten sie nicht ernsthaft *darüber geredet*, sondern den Scherz so lange ausgekostet, bis er fade wurde. Es ging nicht um eine Neuigkeit. Sondern um einen Prozess. Nach der Nacht, die sie vor fünfzehn Jahren in der Pension in Pennsylvania verbracht hatten, waren Julia und Jacob durch ein Naturschutzgebiet gewandert. Wie eine unüblich geschwätzige Begrüßungstafel erläuterte, waren die dortigen Wege nicht die ursprünglichen, sondern von Menschen ausgetretene »Wunsch-Wege«, die mit der Zeit wie geplant wirkten.

Julias und Jacobs Familienleben zeichnete sich schließlich durch schrittweise Entwicklungen, endlose Verhandlungen, winzige Korrekturen aus. Vielleicht können wir es in diesem Jahr wagen, die Sonnenblenden von den Autofenstern zu entfernen. Vielleicht ist Fechten ein Termin zu viel für Max und zu spießig für seine Eltern. Vielleicht müssen wir die Krebs verursachenden Teflonpfannen nicht austauschen, wenn wir statt metallener Bratenheber solche aus

Plastik benutzen. Vielleicht sollten wir ein Auto mit dritter Sitzbank kaufen. Vielleicht wäre ein Beamer ganz nett. Vielleicht hat Sams Cello-Lehrer recht, und der Junge sollte nur Songs spielen, die er mag, selbst wenn es »Watch Me (Whip / Nae Nae)« ist. Vielleicht ist mehr Natur ein Teil der Antwort. Vielleicht würden wir gesünder kochen, wenn wir uns die Einkäufe liefern ließen, was wiederum die unnötigen, aber nagenden Schuldgefühle mildern könnte, für die das Anliefern sorgt.

Ihr Familienleben war die Summe von Korrekturen und kleinen Schubsen. Unzähligen winzigen Verbesserungen. Neues tat sich nur in Notaufnahmen oder Anwaltskanzleien und, wie es schien, in der Alliance Française. Man musste alles Neue nach besten Kräften suchen und zugleich vermeiden.

»Wir sollten die Türbeschläge auf einen späteren Zeitpunkt verschieben«, sagte Julia und ließ den Knauf in ihrer Handtasche verschwinden.

»Die Renovierung fällt flach.«

»Fällt flach?«

»Genau genommen ist es kein Zuhause mehr.«

»Verstehe.«

»Tut mir leid, Julia. Wir bezahlen dich natürlich für ...«

»Nein. Schon gut. Natürlich. Ich schalte heute etwas langsam.«

»Du hast so viel Arbeit hineingesteckt.«

Wenn es geschneit hat, gibt es nur noch Wunsch-Wege. Doch irgendwann wird es wärmer, und selbst wenn es ungewöhnlich lange kalt bleibt, taut der Schnee am Ende und enthüllt, wofür man sich entschieden hat.

mir egal, ob du kommst, denn bei
mir kommst du sowieso

Am zehnten Jahrestag führen sie wieder in die Pension in Pennsylvania. Sie waren damals darüber gestolpert – vor GPS und TripAdvisor, bevor die Freiheit durch die Seltenheit von Freiheit verdorben wurde.

Der Jubiläumsbesuch erforderte eine Woche Vorbereitung und begann mit der verflucht schwierigen Aufgabe, die Pension wiederzufinden. (Irgendwo im Land der Amish, mit Quilts an den Schlafzimmerwänden, roter Haustür, grob gezimmertem Treppengeländer, war die Zufahrt eine Allee?) Sie mussten einen Abend aussuchen, an dem Irv und Deborah einhüten konnten, weder Jacob noch Julia dringend arbeiten mussten, die Kinder keine Termine hatten – Elternsprechtage, Arztbesuch, Auftritte –, die elterliche Begleitung erforderten, und an dem das gewünschte Zimmer frei war. Der erste Abend, an dem sie all das unter einen Hut bekamen, war noch drei Wochen entfernt. Julia wusste nicht, ob das kurz oder lang war.

Jacob buchte das Zimmer, und Julia plante die Tour. Sie würden nicht bei, sondern *zum* Sonnenuntergang ankommen. Am nächsten Tag würden sie in der Pension frühstücken (sie erkundigte sich telefonisch nach der Speisekarte), die Hälfte ihrer Wanderung durch das Naturschutzgebiet wiederholen, die älteste Scheune und drittälteste Kirche des Nordwestens besuchen, ein paar Antiquitätenläden abgrasen – vielleicht fänden sie etwas für ihre Sammlung.

»Sammlung?«

»Dinge, die innen größer sind als außen.«

»Super.«

»Und danach Lunch in einer kleinen Weinkellerei, über die ich auf *Remodelista* gelesen habe. Nimm zur Kenntnis, dass nicht die Rede davon war, einen Laden für Mitbringsel für die Jungs zu suchen.«

»Zur Kenntnis genommen.«

»Und wir sind rechtzeitig zurück, um mit der Familie zu Abend zu essen.«

»Haben wir genug Zeit für all das?«

»Besser, wir haben zu viele Optionen«, sagte Julia.

(Die Antiquitätenläden mussten sie streichen, weil ihr Urlaub innen größer war als außen.)

Ihrem gegenseitigen Versprechen gemäß hinterließen sie Irv und Deborah keine Anweisungen, bereiteten weder Essen noch Pausenbrote vor und ernannten Sam für die Zeit ihrer Anwesenheit nicht

zum »Mann im Haus«. Sie sagten allen, es werde keine Kontrollanrufe geben – aber für den Fall der Fälle seien ihre Handys natürlich aufgeladen und eingeschaltet.

Auf der Hinfahrt redeten sie – nicht über die Kinder –, bis ihnen der Gesprächsstoff ausging. Das Schweigen war jedoch nicht verlegen oder bedrohlich, sondern etwas Gemeinsames und bot Sicherheit. Wie vor zehn Jahren neigte sich der Herbst dem Ende zu, und auf der Fahrt nach Norden passierten sie ein Farbspektrum – ein paar Meilen weiter, ein paar Grad kälter, ein paar Schattierungen heller. Ein Jahrzehnt des Herbstes.

»Was dagegen, wenn ich einen Podcast höre?«, fragte Jacob, dem sowohl der Wunsch nach Unterhaltung als auch nach Julias Erlaubnis peinlich war.

»Klingt gut«, sagte sie und erlöste ihn so von der Verlegenheit, die sie spürte, ohne ihre Ursache zu kennen.

Sekunden später sagte Jacob: »Ah, diesen kenne ich.«

»Dann such einen anderen.«

»Nein, er ist echt super. Ich möchte, dass du ihn hörst.«

Sie legte ihre Hand auf die seine, die auf dem Schaltknüppel lag, und sagte: »Du bist lieb«, und die Diskrepanz zwischen dem erwarteten *das ist lieb* und *du bist lieb* war liebevoll.

Der Podcast begann mit einer Schilderung der Schachweltmeisterschaft von 1863. Die vierzig Spiele endeten ausnahmslos mit einem Patt, und einundzwanzig Spiele waren Zug für Zug identisch. »Einundzwanzig identische Spiele. *Zug für Zug.*« »Unfassbar.« Das Problem bestand darin, dass die Anzahl der Züge beim Schach relativ begrenzt ist, und da manche Züge eindeutig besser sind als andere, kann man sich das »ideale« Spiel einprägen. Der Erzähler erklärte, dass der Begriff *Buch* für die Summe aller vorhergegangenen Spiele stehe. Ein Spiel ist »im Buch«, wenn die Anordnung auf dem Brett bereits bekannt ist. Ist sie neu, dann heißt es »nicht im Buch«. Das Buch ist ziemlich kurz. Die Meisterschaft von 1863 zeigte, dass das Schachspiel im Grunde perfektioniert, sein Buch auswendig gelernt worden war. Also blieben nur triste Wiederholungen, und jedes Spiel war ein Patt.

Dennoch ist Schach fast unendlich komplex. Das Schachspiel hat mehr Varianten als das Universum Atome.

»Stell dir vor. Mehr als das *Universum Atome!*«

»Woher weiß man, aus wie vielen Atomen das Universum besteht?«

»Sie wurden vielleicht gezählt?«

»Dazu braucht man aber ziemlich viele Finger.«

»Ich muss lachen.«

»Aber nicht laut.«

»Innerlich. Stumm.«

Jacob verschränkte seine fünf Finger mit denen Julias.

Das Buch des Schach entstand im sechzehnten Jahrhundert und füllte um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts eine ganze Bibliothek im Moskauer Schachklub – Hunderte Kisten, gefüllt mit Karten zu jedem professionellen Schachspiel, das jemals stattgefunden hatte. In den 1980ern wurde das Buch online gestellt – vielen gilt dies als Anfang vom Ende des Spiels, selbst wenn dieses Ende nie eintreten sollte. Seither kann man sich über seine Gegner rundum informieren: Reaktionen in bestimmten Situationen, Stärken und Schwächen, absehbare Züge.

Der Zugang zu dem Buch hat Abschnitte des Schachspiels in ein Raster gepresst – ganze Abfolgen von Zügen halten sich an ein erinnertes, idealisiertes Muster –, vor allem die Eröffnung. Die ersten sechzehn bis zwanzig Züge können abgespult werden, indem man das Buch »zitiert«. Trotzdem kann sich in sehr seltenen Momenten etwas Neues, eine in der Geschichte des Universums noch nie gesehene Anordnung der Figuren, ergeben. Bei der Protokollierung eines Schachspiels erhält der nächste Zug den Hinweis »nicht im Buch«. Ab jetzt sind beide Spieler auf sich gestellt, können weder auf Vorläufer noch auf erloschene Sterne als Navigationshilfen zurückgreifen.

Wie vor zehn Jahren erreichten sie die Pension, als die Sonne hinter dem Horizont zu versinken begann. »Fahr bitte etwas langsamer«, hatte sie zwanzig Minuten vor dem Ziel zu Jacob gesagt. Er glaubte, sie wollte den Rest des Podcasts hören, was ihn rührte, doch

in Wahrheit wollte sie ihm die gleiche Ankunft schenken wie damals, und hätte er das gewusst, dann hätte ihn das auch gerührt.

Jacob fuhr weit auf den Parkplatz und hielt. Er schaltete die Anlage aus und betrachtete lange Julia, seine Frau. Durch die Erdumdrehung verschwand die Sonne hinter dem Horizont, der Raum unter dem Auto. Es war dunkel: ein Jahrzehnt des Sonnenuntergangs.

»Alles unverändert«, sagte Jacob, strich über die Trockenmauer, während sie auf dem moosigen Weg zur Tür gingen, und fragte sich genau wie vor zehn Jahren, wie zum Teufel man die Steine so hatte schichten können.

»Ich erinnere mich an alles, nur nicht an uns«, sagte Julia lachend.

Sie checkten ein, aber bevor sie die Reisetasche auf ihr Zimmer brachten, machten sie es sich vor dem Feuer auf Ledersesseln gemütlich, in denen man ins Koma hätte fallen können und an die sie sich zunächst gar nicht, dann jedoch fast überwältigend deutlich erinnerten.

»Was haben wir getrunken, als wir damals hier saßen?«, fragte Jacob.

»Das weiß ich noch genau«, sagte Julia, »weil mich deine Bestellung so überrascht hat. Rosé.«

Jacob lachte schallend und fragte: »Was ist falsch an Rosé?«

»Gar nichts.« Julia lachte. »Ich war nur verblüfft.«

Sie bestellten zwei Gläser Rosé.

Sie versuchten, sich ihren ersten Aufenthalt in allen Details in Erinnerung zu rufen: was sie getragen hatten (welche Kleider, welchen Schmuck); was wann gesagt worden war; die Musik (falls welche gelaufen war); das Programm im Fernseher über der Honesty Bar; die Witze, die Jacob erzählt hatte, um sie zu beeindrucken; die Witze, die Jacob gemacht hatte, um einem unangenehmen Thema auszuweichen; was ihnen durch den Kopf gegangen war; wer den Mut gehabt hatte, ihre noch junge Ehe auf die unsichtbare Brücke zu stoßen, die von ihrem damaligen Stadium (sowohl aufregend als auch verlässlich) über den Abgrund unendlich vieler denkbarer Verletzungen zu dem ersehnten Stadium führte (sowohl aufregend als auch verlässlich).

Sie strichen über den groben Handlauf der Treppe zum Speiseraum und genossen bei Kerzenschein ein Essen, dessen Zutaten fast ausschließlich vor Ort erzeugt worden waren.

»Ich glaube, auf der Reise habe ich dir erklärt, warum ich die Bügel nicht einklappe, bevor ich die Brille auf den Nachttisch lege.«

»Ich glaube, du hast recht.«

Noch ein Glas Rosé.

»Erinnerst du dich, dass du, als du von der Toilette kamst, fast zwanzig Minuten gebraucht hast, um zu sehen, was ich mit Senf auf deinen Teller geschrieben hatte?«

»Du bist die Senftheit selbst.«

»Ja, ich wäre vor Lachen fast geplatzt. Entschuldige.«

»Wenn wir alle Tofuwürstchen mitsamt dem Senf verputzt hätten, wärst du sowieso geplatzt.«

»Was soll's? Um dich zu besenftigen: Nächstes Mal tränen dir die Augen.«

»Das nächste Mal ist jetzt«, sagte sie – Einladung und Aufforderung zugleich.

»Ich soll wieder meinen Senf dazugeben?«

»Vorausgesetzt, du hast Biss.«

»Deine Ironie ist extrascharf, ehrlich.«

»Lass dir was Besseres einfallen, und ich lache mich tot.«

»Ich weiß, was du denkst: *Witze mit süßem Mostrich, die sind mir weißwurscht!*«

Das sorgte für ein Kichern. Sie hatte den Impuls, ihr Lachen zu verbergen (nicht vor ihm, sondern vor sich selbst), spürte ganz unerwartet das Verlangen, ihn über den Tisch hinweg zu berühren.

»Ja, was? Glaubst du etwa nicht, es wäre nicht besser?«

Noch ein Kichern.

»Senf kommt vor Substanz.«

»Ist mir zu hoch. Wie wäre es, wenn wir Witze über rot reißen oder ausnahmsweise mal ein Gespräch führen?«

»Habe ich die Wortwiese abgesenft?«

»Lass gut sein, Jacob.«

»Und da versank die Senfte im Moorstrich.«

»Nicht übel. Guter Schlusspunkt.«

»Nur um den letzten Rest Senf aus der Tube zu drücken – ich bin witzig, hm?«

»Aber nur weil Benjy noch nicht erwachsen ist«, sagte sie, doch seine große Schlagfertigkeit gepaart mit seinem großen Bedürfnis, geliebt zu werden, schlug Wellen der Zuneigung, zog sie in den Ozean der Liebe.

»Waffen töten keine Menschen; Menschen töten Menschen. Toaster rösten keinen Toast; Toast röstet Toast.«

»Toaster rösten Brot.«

»Der Raum für einen Irrtum ist magarinal!«

Und wenn sie ihm die Liebe geschenkt hätte, nach der er sich sehnte und die zu geben sie sich sehnte, wenn sie gesagt hätte: »Deine Klugheit weckt in mir den Wunsch, dich zu berühren?«

Und wenn er den richtigen Witz im richtigen Augenblick gerissen hätte oder, besser noch, still gewesen wäre? Noch ein Glas Rosé.

»Du hast einen Wecker vom Tisch gestohlen! Das fällt mir gerade ein!«

»Ich habe keinen Wecker gestohlen.«

»Doch«, sagte Julia. »Hundertprozentig.«

Das einzige Mal in seinem Leben ahmte er Nixon nach: »Ich bin kein Gauner!«

»Aber du *warst* einer. Es war ein kleines, zusammenklappbares, billiges Nichts. Nach dem Sex. Du bist zum Tisch gegangen, hast den Wecker ausgestellt und in deine Jackentasche gesteckt.«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Vielleicht wolltest du romantisch sein? Oder lustig? Vielleicht wolltest du mir deine Spontaneität beweisen? Ich habe keine Ahnung. Geh in dich und denk nach.«

»Meinst du wirklich mich? Oder vielleicht jemand anderen? In einer anderen romantischen Nacht in einer anderen Pension?«

»Ich hatte mit niemandem außer dir eine romantische Nacht in einer Pension«, erwiderte Julia. Es gab keinen Grund, das zu sagen, und war obendrein unwahr, doch sie wollte für Jacob da sein, besonders jetzt. Damals, nach den ersten Schritten auf der unsichtbaren

Brücke, hatten beide nicht geahnt, dass ihr gesamtes gemeinsames Leben aus Schritten des Vertrauens bestehen würde, die weitere Vertrauensschritte erforderten. Damals wollte sie für ihn da sein, aber das würde nicht für immer so bleiben.

Sie saßen am Tisch, bis ihnen der Kellner mit einer Flut gestotterter Entschuldigungen erklärte, dass das Restaurant jetzt schließe.

»Wie hieß der Film, den wir nicht gesehen haben?«

Sie würden auf ihr Zimmer gehen müssen.

Jacob warf die Tasche auf das Bett, genau wie damals. Julia stellte sie auf die Bank am Fußende des Bettes, genau wie damals. Jacob holte den Kulturbeutel heraus.

Julia sagte: »Geht eigentlich gar nicht, ich weiß, aber ich frage mich, was die Kinder gerade tun.«

Jacob lachte leise. Julia zog ihren »ausgefallenen« Pyjama an. Jacob, der sie beobachtete, hatte den Eindruck, dass sich ihr Körper während der zehn Jahre, die seit ihrer letzten Nacht an diesem Ort verstrichen waren, nicht verändert hatte, was daran lag, dass er ihren Körper seither fast täglich gesehen hatte. Wie ein Teenager beäugte er immer noch verstohlen Brüste und Po, gab sich immer noch Fantasien über das hin, was sowohl wirklich war als auch ihm gehörte. Julia spürte, dass sie beobachtet wurde, und weil es ihr gefiel, ließ sie sich Zeit. Jacob zog Boxershorts und T-Shirt an. Julia ging zum Waschbecken, drehte den Kopf im Nacken hin und her, ein altes Ritual, untersuchte sich im Spiegel und zog ein Augenlid nach unten, als wollte sie eine Kontaktlinse einsetzen. Jacob holte die Zahnbürsten heraus, drückte Zahncreme darauf und legte Julias Bürste mit den Borsten nach oben auf den Waschbeckenrand.

»Danke«, sagte Julia.

»Nicht. Der. Rede. Wert«, erwiderte Jacob so unvermittelt und mit so alberner Roboterstimme, als hätte er Angst vor den Gefühlen und Aktionen, die jetzt von ihnen erwartet wurden. Dachte jedenfalls Julia.

Jacob dachte beim Zähneputzen: *Und wenn ich keinen Steifen kriege?* Julia suchte ihr Spiegelbild beim Zähneputzen nach etwas ab, das sie nicht sehen wollte. Jacob benutzte Old Spice für seine

Achselhöhlen, obwohl er sich im Bett weder hin und her wälzte noch schwitzte, wusch sich mit Cetaphil Daily Facial Cleanser (für normale bis fettige Haut, obwohl seine Haut normal bis trocken war), trocknete sich ab und cremte sich anschließend mit Eucerin Daily Protection Moisturizing Face Lotion (Broad Spectrum SPF 30) ein, obwohl sie in einem Zimmer schliefen und die Sonne längst untergegangen war. Er bedachte seine Problemstellen mit einem Extra-Klecks Eucerin: rings um das Sapperlot (ein Wort, das er nur von neurotischen Google-Suchen kannte – *Sapperlot, armer Yorick, das Sapperlot deiner fehlenden Nase*), zwischen den Augenbrauen und auf den Augenlidern. Julias Prozedere war komplexer: Gesichtswäsche mit S. W. Basics Cleanser, dann Skinceuticals-Retinol-1-Maximum-Strength-Refining-Nachtcreme, dann Laneige-Water-Bank-Feuchtigkeitscreme, dann sanftes Tupfen von Lancôme-Rénergie-Lift-Multi-Action-Nachtcreme auf die Augenpartie. Jacob ging ins Schlafzimmer und machte die Dehnübungen, über die sich die ganze Familie amüsierte, obwohl der Chiropraktiker darauf beharrte, dass sie für jemanden, der so viel Zeit im Sitzen verbringe, absolut notwendig seien, und obwohl sie tatsächlich halfen. Julia reinigte ihre Zähne noch mit Oral-B-Glide-3d-Zahnseide, die zwar eine ökologische Katastrophe und Abzocke war, ihr aber den Würgeretz ersparte. Jacob kehrte ins Bad zurück und griff nach der billigsten Zahnseide, die es bei CVS gab, denn Fäden sind Fäden.

»Schon Zähne geputzt?«, fragte Julia.

Jacob sagte: »Direkt neben dir. Vor einer Minute.«

Julia verrieb einen Klecks Handcreme in ihren Handflächen.

Sie gingen ins Schlafzimmer, und Jacob verkündete wie immer an diesem Punkt: »Ich muss pinkeln.« Er kehrte ins Bad zurück, schloss die Tür ab, vollzog sein einsames, abendliches Ritual und spülte dann die unbenutzte Toilette, um die Charade zu vervollständigen. Als er das Schlafzimmer wieder betrat, hatte sich Julia gegen das Betthaupt gelehnt und trug L’Oreal-Collagen-Re-Plumper-Nachtcreme auf die angewinkelten Oberschenkel auf. Jacob hatte ihr immer wieder sagen wollen, dass es unnötig sei, dass er sie liebe, wie sie sei, denn sie liebe ihn ja auch, wie er sei; aber sie wollte unbe-

dingt attraktiv sein, genau wie er, und auch das fand er liebenswert. Julia band ihre Haare zusammen.

Jacob berührte einen Wandteppich mit der Darstellung einer Seeschlacht und darunter einem Banner mit der Aufschrift »Die Situation Amerikas: Krieg von 1812« und sagte: »Hübsch.« Ob sie sich daran erinnerte?

Julia sagte: »Bitte sag, ich soll die Kinder nicht anrufen.«

»Nicht die Kinder anrufen.«

»Nein, besser nicht.«

»Oder ruf sie an. Wir sind ja keine Urlaubs-Fundamentalisten.«

Julia lachte.

Ihr Lachen ließ Jacob nie kalt.

»Komm«, sagte sie und klopfte neben sich auf das Bett.

Jacob sagte: »Morgen ist ein großer Tag«, womit er mehrere Notausgänge zugleich öffnete; sie brauchten Schlaf; der nächste Tag war wichtiger als diese Nacht; es wäre kein Beinbruch, wenn sie müde wäre.

»Du bist sicher fertig«, sagte Julia und veränderte die Gewichtung, indem sie ihm dezent den Schwarzen Peter zuschob.

»Ja, bin ich«, antwortete er fast fragend und schien bereit, die Rolle anzunehmen. »Du sicher auch«, ergänzte er, als sollte auch sie sich in ihre Rolle fügen.

»Komm«, sagte sie, »nimm mich in den Arm.«

Jacob knipste das Licht aus, legte die Brille mit ausgeklappten Bügeln auf den Nachttisch und legte sich zu der Frau ins Bett, mit der er seit einem Jahrzehnt verheiratet war. Sie drehte sich auf die Seite, schmiegte den Kopf an die Schulter ihres Mannes. Er küsste den Nordpol ihres Kopfes. Sie waren jetzt auf sich gestellt, ohne Geschichte, ohne erloschene Sterne als Navigationshilfe.

Hätten sie ihre Gedanken ausgesprochen, dann hätte Jacob gesagt: »Um ehrlich zu sein, ist es nicht so schön, wie ich es in Erinnerung habe.«

Und sie hätte gesagt: »Wie auch?«

»Als Junge bin ich mit dem Fahrrad immer einen Hügel hinter dem Haus runtergefahren. Ich habe jede Fahrt ungefähr so kom-

mentiert: ›Jacob Bloch ist fest entschlossen, einen neuen Geschwindigkeitsrekord aufzustellen. Er packt die Griffe. Wird er es schaffen?‹ Ich nannte die Erhebung ›Riesenhügel‹. Meine ganze Kindheit hindurch bin ich mir nie mutiger vorgekommen. Neulich war ich wieder dort. Ich hatte auf der Fahrt zu einem Treffen ein paar Minuten übrig. Der Hügel war verschwunden. Ich fand zwar die Stelle, an der er hätte sein müssen, aber dort war er nicht. Dort war nur ein sanfter Hang.«

»Du bist gewachsen«, hätte sie gesagt.

Hätten sie ihre Gedanken offenbart, dann hätte Jacob gesagt: »Ich denke darüber nach, dass wir keinen Sex haben. Du auch?«

Und ohne sich zu verteidigen oder verletzt zu sein, hätte Julia geantwortet: »Ja, ich auch.«

»Ich will nicht, dass du etwas Bestimmtes sagst. Wirklich nicht. Ich möchte nur sagen, was mir durch den Kopf geht. Okay?«

»Okay.«

Und Jacob hätte einen weiteren Schritt auf der unsichtbaren Brücke riskiert und gesagt: »Ich mache mir Sorgen, dass du nicht mit mir schlafen willst. Dass du mich nicht begehrt.«

»Deine Sorge ist überflüssig«, hätte Julia erwidert und seine Hand auf ihre Wange gelegt.

»Ich begehre dich ständig«, hätte er gesagt. »Ich habe zugeschaut, während du dich ausgezogen hast ...«

»Ich weiß. Das habe ich gespürt.«

»Du bist genauso schön wie vor zehn Jahren.«

»Eine glatte Lüge. Trotzdem vielen Dank.«

»Für mich ist es eine Wahrheit.«

»Danke.«

Und Jacob hätte sich auf der Mitte der unsichtbaren Brücke wiedergefunden, hoch über dem Abgrund unendlich vieler denkbarer Verletzungen, unendlich weit entfernt von jeder Sicherheit: »Wie erklärst du dir, dass wir keinen Sex haben?«

Und Julia hätte sich neben ihm aufgerichtet und geantwortet, ohne herabzuschauen: »Vielleicht, weil die Erwartungen so hoch sind?«

»Könnte sein. Außerdem sind wir hundemüde.«

»Ich schon.«

»Ich muss etwas aussprechen, was mir nicht leichtfällt.«

»Ich bleibe ruhig«, hätte sie versichert.

Er hätte sich ihr zugewandt und gesagt: »Wir sprechen nie darüber, dass ich manchmal keinen Steifen bekomme. Denkst du manchmal, dass es an dir liegt?«

»Ja.«

»Es liegt nicht an dir.«

»Nett, dass du das sagst.«

»Julia«, hätte er wiederholt, »es liegt nicht an dir.«

Aber er sagte nichts und sie ebenso. Nicht weil sie die Worte bewusst zurückgehalten hätten, sondern weil ihre Pipeline zu verstopft war für so mutige Worte, verstopft durch viele Kleinigkeiten: falsche Wörter, fehlende Worte, erzwungenes Schweigen, Attacken auf alte Schwachpunkte, die mit gutem Grund abgeschmettert werden konnten, Hinweise auf Dinge, auf die man nicht hätte hinweisen müssen, verbale Fehltritte und Missverständnisse, Momente der Schwäche, kleine und klägliche Revanchen als Erwidierungen auf kleine, klägliche Revanchen für Verletzungen, an die sich beide nicht mehr erinnern konnten. Oder die es nie gegeben hatte.

In jener Nacht wichen sie nicht voreinander zurück. Sie rollten sich nicht auf jeweils eine Seite des Bettes, zogen sich nicht in ihr jeweiliges Schweigen zurück. Sie hielten einander im Arm und teilten ein Schweigen im Dunkel. Trotzdem schwiegen sie. Keiner von beiden schlug vor, das Zimmer mit geschlossenen Augen zu erkunden wie bei ihrem letzten Aufenthalt. Sie erkundeten das Zimmer einzeln, im Geist, Seite an Seite. Und in Jacobs Tasche steckte die angehaltene Uhr – die zehn Jahre lang 1:43 gezeigt hatte und die er eigentlich im richtigen Moment hatte hervorziehen wollen.

ich lasse dich kommen, nachdem
du mich angefleht hast aufzuhören